

I 90777

© Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e.V. download www.zobodat.at

Abhandlungen  
der  
Naturhistorischen Gesellschaft  
zu  
Nürnberg

XXVI. Band, Heft 5

Die Dietersberghöhle  
bei Egloffstein

von Josef Richard Erl

mit Nachruf auf J. R. Erl von

Dr. Alfred Schmidt

Mit 6 Tafeln  
und 1 Zeichnung im Text

1953

Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg

**I 90777**

**Oberösterreichisches  
Landesmuseum Linz / D.  
Bibliothek**

**Inv. Nr. 102/1960**

## NACHRUF.

Mit dem Tode von Dr. h. c. Konrad Hörmann am 2. Mai 1933 verlor das Naturhistorische Museum nicht nur seinen Kustos, sondern auch den Betreuer seines vorgeschichtlichen Sammlungsgutes.\*) Als Nachfolger für den letzteren konnte wohl kein Geeigneter gefunden werden als Josef Richard Erl, der schon viele Jahre vorher auf prähistorischem Gebiet, besonders auch in unserer engeren Heimat, tätig war, mit Dr. Hörmann zusammengearbeitet hatte und die vorgeschichtlichen Sammlungen des Museums gut kannte. Als ehrenamtlicher Pfleger und Mitarbeiter hatte er dann diesen Posten bis zu seinem plötzlichen Tode am 19. April 1952 inne.

Richard Erl wurde am 2. Juli 1885 in Wien geboren und kam 1899 zu einem Mechanikermeister nach Nürnberg in die Lehre. Wenige Jahre später finden wir ihn schon in einem Kreis naturbegeisterter Freunde, die Sonntag für Sonntag mit den geringen Ersparnissen aus ihrer Hände Arbeit hinausziehen, vornehmlich in die Hersbrucker und Fränkische Schweiz, um zu sammeln und zu erkunden, was sich ihrem jugendlichen Wissensdurst und Tatendrang nur immer bot. Hier formte sich der nachmalige Heimatforscher, dem besonders die Vorgeschichte am Herzen lag. Die Höhlen unserer Frankenalb waren es, die auf Erl eine eigenartige Anziehungskraft ausübten, wovon schon seine ersten Veröffentlichungen in der „Nordbayerischen Touristenzeitung“ vom Jahre 1906 und 1907 zeugen. 1911 machte er seine erste größere Grabung in der „Kleinen Sackdillinger Höhle“, worüber ein Bericht im „Speläologischen Jahrbuch“ Bd. V/VI, 1924/25 erschienen ist. Die Funde kamen damals nach Wien. Nach dem 1. Weltkrieg, den er in der österreichischen Armee an der Alpenfront mitmachte, kam Erl wieder nach Nürnberg und fand bald den Weg über die damalige „Sektion Heimatforschung“ zur Naturhistorischen Gesellschaft. Eine Reihe großer Höhlengrabungen wurde nun unter seiner Aufsicht und intensiven Mitarbeit durchgeführt. Breitenwiner- und Stahrenfelshöhle, Büttner- und Teufelsloch, „Breitensteiner Bäuerin“ und Grundfelsenhöhle sind nur einige der Namen von Grabungsstellen, an denen Erl mit einem Stab treuer Mitarbeiter tätig war, ganz zu schweigen von einer Vielzahl kleinerer Untersuchungen in Höhlen und Halbhöhlen; dazu kamen noch Arbeiten im Gelände an Stellen, wo vorgeschichtlichen Grab- und Siedlungsplätzen Zerörung drohte. Da Erl aber den ihm liebge-

wordenen Beruf als Kunstgewerbler in der Nürnberger Spielwarenindustrie nicht aufgeben wollte — die Tätigkeit als Erfinder neuer, origineller Spielzeugformen kam seiner etwas grüblerischen Veranlagung sehr entgegen — konnte seine Mitarbeit im Museum nur ehrenamtlich sein. Seine knapp bemessene Zeit reichte selten zu auch nur vorläufigen Veröffentlichungen, verbrachte er doch manche Nacht bei Grabungsarbeiten in Höhlen, weil ihm der Tag, meist Sonntag, bei seiner Gründlichkeit und Ausdauer oft allzu kurz war. Von 1933 ab ließ er sich in Zusammenarbeit mit andern Freunden der Vorgeschichte die Ordnung der vorgeschichtlichen Magazinsbestände am Naturhistorischen Museum anlegen sein und schuf u. a. eine Studiensammlung, die oft und gern auch von Studenten der Vorgeschichte an unserer Nachbaruniversität benutzt wurde. Während des 2. Weltkrieges war er als Lehrer für Ausgrabungen bei einer Spezialtruppe in Pottenstein (Fränk. Schweiz) tätig. Die Wirrnisse der Nachkriegszeit brachten ihn zunächst in ein Gefangenenlager, von dort ins Krankenhaus und schließlich ausgeplündert und beraubt — nicht nur sein Privateigentum, auch seine wertvollen Aufzeichnungen und Manuskripte gingen verloren — wieder nach Nürnberg. Da das Naturhistorische Museum bis auf die Grundmauern niedergebrannt war und in dem zerbombten Nürnberg keine Unterhaltungsmöglichkeit für ihn bestand, zog er seiner ehemaligen Firma nach Spalt (Mfr.) nach, wo er bis zu seinem Tode tätig war.

Es ist recht bedauerlich, daß von den vielen Arbeiten Erls, die mit so ausdauerndem Fleiß und nicht selten unter großen Opfern an Zeit und Geld (häufig aus der eigenen Tasche) durchgeführt wurden, nur ein Teil von dem erhalten geblieben, was kurz nach Abschluß der jeweiligen Grabung vorhanden war. Auch die vorliegende Arbeit, die im großen und ganzen noch aus der Feder Erls stammt, zeigte bei der Fertigmachung für den Druck verschiedentlich Lücken, die, weil der Autor nicht mehr unter den Lebenden weilt, nur nach Gutdünken geschlossen werden konnten. Als Vermächtnis eines lieben Mitarbeiters aber sollte auch dessen Eigenart in der Arbeit zum Ausdruck kommen, so daß an Inhalt und Schriftsatz möglichst wenig geändert wurde.

Zuerst Erls eigene Unschlüssigkeit, dann Krieg und Nachkriegsjahre verzögerten leider die Herausgabe seiner Arbeit ganz bedeutend, sodaß sie erst nach der bereits 1939 veröffentlichten Arbeit von Dr. Ferdinand Stöcker „Die Schädel-funde aus der Dietersberghöhle“ (Abhandlung der Natur-

historischen Gesellschaft Nürnberg, Bd. XXVI, Heft 4) erscheinen konnte, wiewohl sie sinngemäß hätte vorher erscheinen müssen. In dem Aufsatz aus „Verhandl. d. Deutschen Ges. f. Rasseforschung“, Bd. IX, 1938, S. 179—189 von Prof. Dr. A. Pratje, Erlangen, „Die prähist. Schädel a. d. Dietersberghöhle i. d. Fränk. Schweiz“ wird einleitungsweise zwar auf das vorgeschichtliche Fundgut der Dietersberghöhle eingegangen, doch geschieht dies nur kurz und summarisch, so daß eine ausführliche Darstellung der Funde und der Fundumstände wohl gerechtfertigt erscheint.

Ohne die weitgehende Unterstützung des Stadtrates zu Nürnberg und eine wohlwollende Zuwendung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus wäre uns eine Drucklegung in vorliegendem Umfange nicht möglich gewesen; wir sind daher den beiden Stellen zu großem Dank verpflichtet.

Bei der Lesung der Korrektur waren die Herren Dr. K. Gauckler, E. Gebhardt und R. Zimmermann in dankenswerter Weise behilflich.

Nürnberg, im März 1953

Dr. Alfred Schmidt  
1. Vorsitzender

---

\*) Dr. Alfred Schmidt: Nachruf auf K. Hörmann in: „Die Petershöhle bei Velden, eine altpaläolithische Station.“ Abhandl. d. Nat.-Hist. Ges. XXIV. Bd. 2. Heft, Nürnberg 1933.



## *I N H A L T S Ü B E R S I C H T*

	Seite
Einleitung	219
Örtlichkeit der Fundstätte	224
Die Fundverhältnisse in der Südost-, Nordost- und Nordwest-Spalte	229
Die Fundverhältnisse in der Südwest-Spalte und an der Schachtsohle	231
Verzeichnis der Funde	237
Menschliche Körperreste	237
Reste materiellen Kulturgutes	239
Tierreste	242
Das materielle Kulturgut	247
Auswertung. — Zeitstellung und ethnische Zusammenhänge	262
Die Möglichkeiten der Deutung	273
Kultische Beziehungen	276
Archäologische Parallelfunde	280

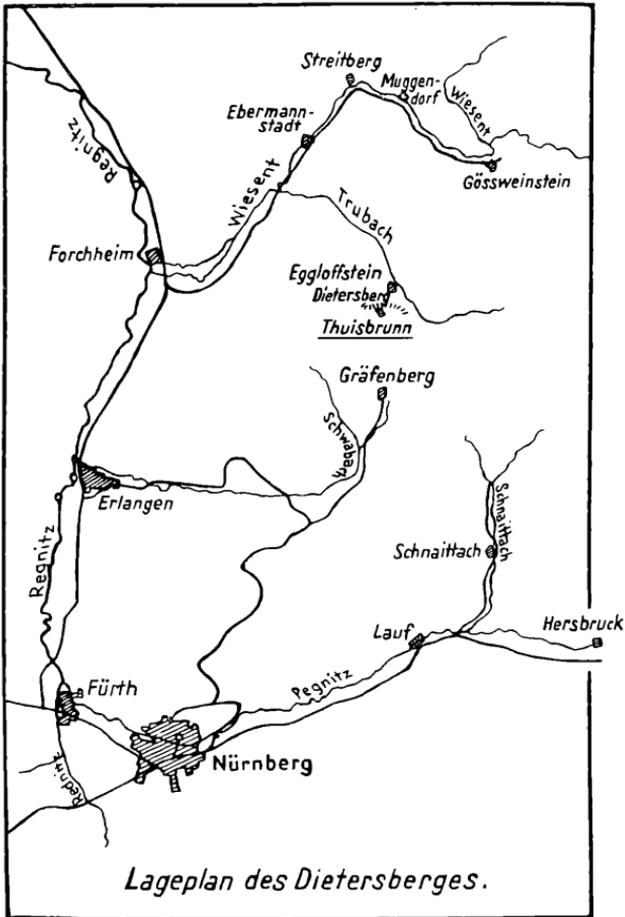
### *A n h a n g .*

1) Flurnamen und Sagen des Dietersberges	285
2) Zur einstigen Verwendungsart der späthallstattzeitlichen sog. „Stöpsel-Hohlringe“	295
3) Bemerkungen	302



## EINLEITUNG

Mit der vorliegenden Arbeit über die im Jahre 1928 erfolgte Ausgrabung im „Dietersberg-Schacht“ oder „Bärenloch“ bei Egloffstein findet der erste aus einer Reihe gleichartiger Funde, die



einen bisher so viel wie unbekanntem Typ vorgeschichtlicher Fundvorkommen bilden, seine eingehende Darstellung.

Vom Verfasser durchgeführte Untersuchungen haben die Feststellung erbracht, daß in der Tiefe einer Anzahl der natür-

lichen Schachthöhlen der Frankenalb, meist hoch überlagert von jüngeren Schichten, Massen von vorgeschichtlichen menschlichen Skelettresten, Tierknochen und Resten materiellen Kulturgutes — Schmuck, Tongefäßtrümmern, seltener Dinge anderer Art wie z. B. Waffen — eingebettet liegen. Die Einlagerungsverhältnisse und viele Einzelheiten der räumlichen Gegebenheiten der betreffenden Fundstellen lassen einwandfrei erkennen, daß alle diese Hinterlassenschaften ferner Kulturperioden, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht anders in die oft sehr engen und tiefen Schächte von spalt- und brunnenartigem Charakter gelangt sein können als dadurch, daß vorwiegend vollständige menschliche Leichen, zuweilen mit dem Schmuck, ganze Tierkörper und Teile solcher, Tongefäße oder auch nur Scherben und alle sonstigen Dinge hinabgestürzt bzw. -geworfen worden waren.

Die erste diesbezügliche Beobachtung geht bereits in das Jahr 1906 zurück, wo Verf. im „Pumperloch“ bei Neutras<sup>1)</sup> im Schuttkegel einen überraschend gut erhaltenen menschlichen Schädel und bei der weiteren Nachsuche eine Anzahl sonstiger menschlicher Skelettreste, mehreren Individuen angehörend, fand; die im gleichen Horizont angetroffenen, nicht näher datierbaren, aber zweifellos vorgeschichtlichen (metallzeitlichen) Tonscherben<sup>2)</sup> bewiesen das vorgeschichtliche Alter der Skelettreste. Es war Verf. damals jedoch nicht möglich, eine einleuchtende Deutung dieses merkwürdigen Vorkommens zu finden; auch Prof. Ranke, München, dem die betr. Schädel und Scherben vorgelegt wurden, erging es nicht anders und die ganze Sache geriet wieder in Vergessenheit. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehören auch früher schon gelegentlich in anderen Schachthöhlen der Frankenalb, so z. B. in der „Appels-“ oder „Steinbachhöhle“, Landkreis Sulzbach, Opf., gemachte Funde menschlicher Skelettreste und vorgeschichtlicher Tonscherben der gleichen Kategorie von Vorkommen an. Die betr. Funde erfuhren seinerzeit auf Grund mangelhafter Beobachtung völlig unwahrscheinliche Deutungen, ihr anthropologischer und kulturgeschichtlicher Wert blieb in-folgedessen unerkant und fast unbeachtet.<sup>3)</sup>

Durch die Ausgrabung im Dietersbergschacht wurde das Problem der seinerzeitigen „Pumperloch“-Funde neu aufgerollt. Im Rahmen der Bemühungen, dieses merkwürdige Vorkommen aufzuhellen, eine Deutung zu finden, wurden in den folgenden Jahren systematische Untersuchungen mehrerer, zum Teil räumlich weit voneinander entfernt liegender Schachthöhlen der Frankenalb vorgenommen, die dann zu den oben umrissenen Feststellungen führten<sup>4)</sup>.

Die stratigraphischen Verhältnisse und die sonstigen Umstände schließen bei allen bisher untersuchten Vorkommen einen Zweifel

an der Gleichalterigkeit der Skelettreste mit den vorgeschichtlichen Begleitfunden aus. Das aus den Metallfunden, der Keramik usw. ersichtliche Alter der einzelnen Fundkomplexe ist verschieden, geht aber nach den bisherigen Ergebnissen nicht weiter zurück als bis in die mittlere süddeutsche Hügelgräberbronzezeit (B<sub>3</sub>), aber auch die Spät-La Tènezeit ist mit einem Vorkommen vertreten; die überwiegende Mehrzahl derselben gehört jedoch einem Zeitabschnitt an, der die ausklingende Hallstatt- und die beginnende La Tène-Periode umfaßt. Das Skelettmaterial zeigt, bedingt durch die günstigen Umstände der Einlagerung in Kalksteinhöhlen, fast durchwegs einen außergewöhnlich guten Erhaltungsgrad, sodaß durch diese Funde das im allgemeinen so spärliche vorgeschichtliche anthropologische Material eine bedeutende Vermehrung erfährt.<sup>5)</sup> Es erhebt aber auch aus dem hier kurz skizzierten Sachkomplex eine ganze Reihe interessanter Fragestellungen kultur- und sicher auch religionsgeschichtlicher, vielleicht auch ethnologischer Art. Trotzdem sich die — manchmal naturgemäß schwierigen — systematischen Untersuchungen in den Schachthöhlen bereits über einen Zeitraum von ungefähr zehn Jahren erstrecken, kann unbedenklich gesagt werden, daß wir erst am Anfang der Aufgabe stehen, die so erschlossenen Möglichkeiten auszuwerten. Das bisher gehobene Material stellt nur einen verschwindenden Bruchteil dessen dar, was noch in der Tiefe einer ganzen Anzahl unserer Schachthöhlen ruht, schützend überdeckt von den in Jahrtausenden entstandenen, meist mächtigen Ablagerungen, die in Höhlen von dieser Raumbestaltung naturgemäß sich rascher häufen.

Mit der vorliegenden Arbeit sind nun in erster Linie die rein sachlichen Befundstatsachen eines dieser interessanten Vorkommen zur gründlichen Darstellung gebracht, darüber hinaus ist aber auch versucht, die Erklärung der veranlassenden Zusammenhänge zu geben, eine Erklärung, die nach eingehender Prüfung alles „Für“ und „Wider“ in Bezug auf die verschiedenen in Frage kommenden Möglichkeiten als die wahrscheinlichste sich ergibt. Es ist bei einem Novum des Formates und der besonderen, gleichzeitig verschiedene Disziplinen berührenden Eigenart wie des hier vorliegenden naturgemäß nicht gut möglich, die Deutung auch bezüglich aller einschlägigen Einzelfragen mit letzter Ausschließlichkeit und im bescheidenen Rahmen der vorliegenden Arbeit anders als nur skizzenhaft zu geben; aber dies scheint wohl gesichert, daß sich dieser Erklärungsversuch in seinen Grundzügen auf dem richtigen Wege befindet.

Die Außerordentlichkeit dieses Novums bringt notwendig mit sich, daß auch die im Rahmen des Deutungsversuches angezogenen Parallelen ungewöhnlicher Art sind, dazu sind verschiedene dieser

Parallelen für gewisse Kreise mit dem Odium der „Fragwürdigkeit“ behaftet. Eventuellen diesbezüglichen Einwänden im Sinne einer Geringschätzung der Beweiskraft der einen oder anderen der betr. Parallelen muß jedoch entgegengehalten werden, daß die ablehnende oder übervorsichtige Beurteilung, die diesen üblen Anschein von Fragwürdigkeit meist erst schuf, tatsächlich weitaus weniger in berechtigten Zweifeln an der Zuverlässigkeit der betr. Beobachtungen oder in Voraussetzungen irriger Befundsdeutung begründet war, als vielmehr von der Ungewöhnlichkeit und Neuheit der betr. Vorkommen verursacht wurde — Auswirkungen der altbekannten ablehnenden Haltung völlig neuen Dingen gegenüber. „Leider stehen wir hier vor etwas ganz Neuem“, in diese geradezu typische Klage bricht z. B. einer unserer namhaftesten Forscher angesichts der Opfergrubenfunde im Burgwall von Lossow aus. Der wirkliche wissenschaftliche, unsere Erkenntnis fördernde Wert und die eventuelle Beweiskraft der betr. Funde aber bleiben davon unberührt, daß sie in ihrer Eigenart mehr oder weniger isoliert stehen und nicht mühelos in einer der altvertrauten Kategorien unterzubringen sind.

Die Ausgrabung im Dietersberg-Schacht erfolgte im Rahmen der Arbeiten der „Abt. für Karstforschung“ der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg, die weiteren Schachthöhlen-Untersuchungen im Zuge der Forschungstätigkeit der „Abt. für Vorgeschichte“ (Section für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte) der gleichen Gesellschaft und in den letzten Jahren auch durch Förderung seitens der „Gaustelle für Höhlenforschung“ in der Bayer. Ostmark, sowie im Rahmen der Untersuchungen der „Forschungsstätte für Karst- und Höhlenkunde“ in der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Nach dem Dietersberg-Schacht konnten so bisher zwei kleinere Schachthöhlen vollständig und mehrere größere wenigstens teilweise untersucht werden.

Über die Ergebnisse der Untersuchung im Dietersberg-Schacht, die von Anfang März bis Mitte September 1928 dauerte, wurde von mir erstmalig unter Vorlage der Funde und Vorführung von Lichtbildern am 20. Oktober 1928 in der „Abt. f. Vorgeschichte“ der Naturhistorischen Gesellschaft Nbg. berichtet. Außer einigen gelegentlichen Hinweisen (z. B. auf mündlichen Mitteilungen fußend und nach Einsicht der Funde durch Dr. Walter Kersten<sup>6)</sup>) hat in letzter Zeit besonders Univ. Prof. Dr. A. Pratje-Erlangen, dessen Schüler Dr. F. Stöcker unter seiner Leitung die anthropologische Untersuchung des Skelettmaterials durchgeführt hat, vor sachverständigen Kreisen darüber berichtet, und zwar auf dem Anthropologenkongreß 1937 in Tübingen<sup>6a)</sup>, der Hauptversammlung des Verbandes Bayer. Geschichts- und Urgeschichtsvereine 1937 in Aschaffenburg und in der Physikalisch-medizinischen Societät der Universität Erlangen.

Sehr gerne komme ich der Verpflichtung nach, an dieser Stelle den Herren Gg. Brunner, H. Cramer, F. Gries, J. Muskat, W. Ros, P. Röder und H. Wohlleben, durch deren opferwillige Mitarbeit die sehr schwierige und mühevoll ausgegraben (Dieterberg-Schachtes ermöglicht wurde, den gebührenden Dank auszusprechen<sup>7)</sup>); in diesem Zusammenhang sei auch Frau Else Gries dankend gedacht, die durch ihre unermüdliche Fürsorge und Einsatz ihrer stets freudigen Hilfsbereitschaft viel dazu beitrug, die Arbeiten in der Höhle zu erleichtern. In dankenswerter Weise haben zu der Bearbeitung Beiträge geliefert: Dr. Büttner, Zwickau, Ordnung der seinerzeit von Dr. F. Heller bestimmten Mollusken nach dem heute geltenden System, Helmuth Cramer, München, Beitrag über die karstmorphologischen Verhältnisse der Höhle, Oberregierungsrat a. D. Leo Freiherr von Egloffstein, Mitteilung von Sagen der Dietersberg-Gegend und von historischen Nachweisen, Professor Dr. J. Grüss, Berlin-Friedrichshagen, archäobiologische Untersuchungen, Frau Dentist Haas, Egloffstein, Mitteilung von Sagen, Dr. Elise Hofmann, Wien, Bestimmung der Holzkohlenreste, Dr. F. Heller, Tübingen, Beitrag über die Fauna, Studienrat Fritz Huber, Nürnberg, Koordinatenbestimmung und Lichtbilder der Höhle, Hauptlehrer Max Hundt, Kulmbach, Mitteilung eines vorgeschichtlichen Haaropfers u. a., Prof. Dr. Andreas Pratje, Erlangen, außer der Leitung der anthropologischen Bearbeitung der menschlichen Körperreste Mitteilung eines unseren Schachthöhlenfunden analogen Vorkommens (s. oben), Studienprofessor Dr. Günther Reubel, Nürnberg, Bestimmung der römischen Scherben aus der Erpfinger Höhle, Geheimrat Prof. Dr. C. Schuchhardt, Berlin-Lichterfelde, Auskünfte über die Gruben im Lossower Burgwall und diejenigen von Raigern in Mähren, sowie über die einschlägige Literatur u. a., Hauptlehrer Paul Zahlaus, Nürnberg, flurnamen- und sagenkundlicher Beitrag. Bauer Grau, Dietersberghöfe, hat in nie erlahmender großer Hilfsbereitschaft die Ausgrabungen in dankenswerter Weise unterstützt. Ferner danke ich für seine Mitarbeit Schriftleiter H. W. Ehrngruber, der mit mir gemeinsam an der Sammlung von Nachweisen zur wissenschaftlichen Unterbauung des Deutungsversuches dieses neuen Fundvorkommens arbeitete.

Die Genehmigung zur Grabung erteilte auf Grund der gutachtlichen Befürwortung des exponierten Hauptkonservators des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege Universitätsprofessor Dr. Georg Hock †, Würzburg, das Bezirksamt Forchheim. Die Funde, die in verständnisvoller Weise von der freiherrl. Familie von Egloffstein als der Grundeigentümerin der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg überlassen wurden, befinden sich in deren vorgeschichtlicher Sammlung unter der Hauptnummer: 8289.

## Örtlichkeit der Fundstätte.

Der Dietersberg, unmittelbar südlich von Egloffstein, Landkreis Forchheim, gelegen, stellt sich als gegen Osten vorspringender Teil der Jura-Hochfläche dar, der in West-Nordwest bzw. im Norden durch den Teufelsgraben, anschließend das Adlitzbrunner Tal, im Osten durch das Trubachtal, das Todsfeld, das Bärenental, und im Süden durch das Thuisbrunner Tal begrenzt wird; fast durchwegs handelt es sich um tiefeingeschnittene Täler, gegen welche das Dietersberg-Massiv in ausgedehnten, felsigen Steilstürzen abbricht.

Die bewegte Landschaftsmodellierung des ganzen Gebietes setzte dem menschlichen Streben nach Umgestaltung im Zweckmäßigkeitssinne — Aufteilung der Bodenflächen in Feld, Wiese („Kultursteppe“) und Wald („Waldbaum“- bzw. „Nutzholz“-Kulturen, die als „Wald“ zu bezeichnen wir uns im Laufe der Zeit gewöhnt haben) — ihre uralt-starren Formen bis heute sieghaft entgegen, der Mensch war weitgehend gezwungen, sich den Bedingungen dieser natürlichen Bodengestaltung anzupassen. So entstand in harmonischem Zusammenklingen von Natur und Menschenwerk ein Landschaftsbild, das zu den eigenartigsten, schönsten der ganzen Frankenalb gehört: südlich des Dietersberges das reizvoll in tiefer Talung und an die Ränder derselben gebettete Thuisbrunn, nördlich das so schön gelegene Egloffstein. Tal des Thuisbrunner Baches, Todsfeld, Trubachtal sind längst Inbegriffe von Heimatschönheit geworden.

Nahe dem Nordrand der Gipfelfläche des Dietersberges, gegenüber Egloffstein, liegen die Dietersberg-Bauernhöfe, west-nordwestlich derselben in etwa 160 m Entfernung (Luftlinie), dicht an einem die Gipfelfläche nord-südlich querenden (offenbar schon sehr alten) Sträßchen die stark verfallenen Reste eines Kirchleins; die Mauer, die es samt dem Kirchhof einst umhegte, ist zu einem heute üppig von Pflanzenwuchs überkleideten rechteckigen Fall zusammengesunken.

Am steil gegen das Adlitzbrunner Tal abfallenden Nordhang des Dietersberges nun, etwa 140 m (Luftlinie) west-nordwestlich der vorerwähnten, einsam auf der Bergeshöhe liegenden Bauernhöfe und etwa 20 m unterhalb der Höhenlage des Gipfelflächen-Randes ragt aus dem Steilhang eine größere, reich gegliederte Felsgruppe; innerhalb derselben, im Hintergrunde eines langgestreckt-dreieckigen, ebenen „Vorplatzes“ treten die diesen im

Norden und Süden begrenzenden Felswände nahe zusammen und bilden hier eine hohe, schmale, genau nach Osten gerichtete Spaltenöffnung — den Eingang zum Dietersberg-Schacht oder Bärenloch.

*Die Lagedaten nach dem Höhlenkataster der Bayer. Ostmark:*

*Karstgebiet:* D (Betzenstein), Nr. 42, *Gau:* Bayer. Ostmark, *Kreis:* Forchheim, *Gemeinde:* Egloffstein, *Waldabt.:* Winterleite, *Karten:* 1:25 000: 162 Gräfenberg, 1:50 000: 28 Erlangen Ost, 1:100 000: 549 Erlangen; *Koordinaten der Karte 1:25 000:* 49° 41' 57" n. Br., 0° 20' 46" w. v. M., 28° 55' 24.5" ö. Ferro.

*Allgemeine Lage:* Rechter Hang des Adlitzerbrunner Tales, Höhenlage der Schachtöffnung über NN = 430 m.

## Die geologischen Verhältnisse des Dietersbergschachtes oder Bärenschachtes.

Über die geologischen Verhältnisse äußert sich Helmuth Cramer (†):

„Obwohl die verkarsteten Dolomithöhen der Alblandschaft um Egloffstein durch besonderen Höhlenreichtum gekennzeichnet sind, kann der Dietersbergschacht doch nicht als eigentliche Karsthöhle angesprochen werden. Es fehlen ihm alle jene untrüglichen, morphologischen Kennzeichen, die den Karsthöhlen als ehemaligen unterirdischen Wasserweg auch dann noch eigentümlich sind, wenn die Lösungsformen des Wassers längst schon durch nachträgliche Frostverwitterung vernichtet sind.“

Die Schachtpaltenhöhle des Dietersberges gehört den untersten Partien des dolomitisierten Weißjura an, der gerade hier am Nordfall des Berges bis hinab zum unterlagernden Werkkalk Malm  $\beta$  reicht. Knapp 10 m unter der Dietersberghöhle sind diese geschichteten Kalke des unteren weißen Jura bereits anstehend. Die Dietersbergspalte selbst öffnet sich im oberen Drittel des Berghanges in einem dem Hang gleich streichenden Dolomitriff. Der Fels ist durch fünf parallele Klüfte von herzynischer Richtung gegliedert. An einer dieser WO-Klüfte verläuft die z. Zt. etwa 11 m tiefe Fundspalte, die in der Tiefe teilweise in zwei Einzelspalten aufgelöst erscheint.

Das Gestein der ganzen Felsbildung gehört der Rifftrümmerfazies an und ist infolgedessen durch starke Verwitterung besonders gekennzeichnet. Der zerrüttete Charakter des Gesteins

dürfte wohl auch zu der durch Abwitterung der Kluftwände bewirkten Hohlraumbildung Anlaß gegeben haben. Zweifellos wird bereits in den Eiszeiten unter dem Einfluß periglazialer Frostverwitterung die Ausweitung der Klüfte im wesentlichen erfolgt sein; auch in den übrigen Talrändern des Dietersberges finden sich ähnliche Kluftausweitungen. Zumeist handelt es sich um gefügelosen Riffdolomit, der im Gegensatz zur Trümmerfazies des Frankendolomites in glatten Wänden abwittert und hauptsächlich zur Ausbuchtung von Hohlkehlen, fälschlich als „eiszeitliche Auswaschungen“ gedeutet, Anlaß gibt. Solche Hohlkehlen sind im Felsriff des Dietersberg-Schachtes dort zu beobachten, wo die vorherrschende Trümmerfazies des Gesteins in die massige Fazies übergeht.

Es erübrigt sich noch, eine Schilderung des geographischen Lebensraumes der vorgeschichtlichen Dietersbergleute zu geben. Die rund 100 m tief in die Karsthochfläche der Alb eingesenkte Talsohle der Trubach verläuft bei Egloffstein bereits in den Tonschichten der unteren Mergelkalke und des oberen Dogger (Ornatenton). Damit sind die unteren Talhänge durch besonderen Quellenreichtum gekennzeichnet. In den südlich und nördlich des Dietersberges zur Trubach führenden Seitentälchen haben ausgedehnte • Quelltuffterrassen zu lokaler Versumpfung Anlaß gegeben. Die jungdiluvialen Kalktuffe im Todsfeld sind noch heute kaum durch nachträgliche Erosion des Bachlaufes zerschnitten, sodaß dieses Seitental mehrfach wallartig gestuft in das tiefere Haupttal abfällt. Die wasserreichen Talsohlen mögen insbesondere im Bereiche des Quellhorizontes und der Quellkalkterrassen in vorgeschichtlicher Zeit von geschlossenem Auewald überzogen gewesen sein.

So boten nur die stark verebneten Hochflächen ausreichende Siedlungsmöglichkeit, der fruchtbare Boden der Albüberdeckung zudem ausreichendes Ackerland.“

## Die Fundstätte.

Die Höhle gliedert sich in zwei Etagen, eine obere, welche jenseits der Schachtmündung und mit der Fläche des „Vorplatzes“ in annähernd gleicher Ebene liegt und eine kleine „Horizontalhöhle“<sup>8)</sup> von etwa 3,5 m Länge und 1,6 m Breite darstellt, und in eine rd. 8,5 m unterhalb der Bodenfläche derselben sich breitende untere Etage.

Die Gestaltung der ganzen Höhle ist bedingt durch ihre Entstehung an zwei in geringem Abstand ungefähr parallel (ost-

westlich) streichenden Spalten. Zwischen der oberen kleinen Horizontalhöhle und der heutigen Eingangsschwelle zum Schacht ist einst die trennende Zwischenwand in einer Längenausdehnung von etwa 2 m in die Tiefe gestürzt und der aus ihr emporragende wirt getürmte Trümmerhaufen bildet am Grunde des so durch die stellenweise Vereinigung der beiden Spalten entstandenen „Schachtes“ den Kern des „Schuttkegels“. Die rückwärtige, also westliche Begrenzung des Schachtes wird in einer Tiefenausdehnung von etwa 3.5 m von der Bodenfläche der oberen Etage abwärts von überhängend aufeinander getürmten Versturzböcken — Teilen der zerborstenen Zwischenwand — gebildet.

In der unteren Etage öffnen sich vom Schacht aus gegen Osten wie gegen Westen die erwähnten beiden Parallelspalten, und dieser Teil der Höhle gliedert sich so in eine Südost-, Nordost-, in eine Südwest- und Nordwestspalte, sowie in die Schachtsohle.

Die Südostspalte, von der Schachtsohle scharf in die Tiefe abfallend, erwies sich nach unten zu als so schmal, daß jeder Versuch, auch der eines schlanken, mutigen Knaben, ihre Sohle zu erreichen, vergeblich war.

Die Nordostspalte konnte erst nach der im Verlaufe der Ausgrabungsarbeiten erfolgten Tieferlegung der Schachtsohle „befahren“ werden, d. h. man konnte sich, seitlich ausgestreckt liegend einige Meter weit hineinzwängen; sie ist, wie auch die Südostspalte, im Hintergrunde so schmal, daß es unmöglich wird, weiter vorzudringen. Beide Spalten ziehen sich aber noch weit gegen Osten, ihr Ende ist durch die Krümmungen ihres Verlaufes nicht sichtbar.

Die Südwestspalte, welche die überragende Mehrzahl der Funde barg, deutet sich vom ursprünglichen Niveau der Schachtsohle aufwärts nur als spitzwinklig-kluftartiges Einspringen der Felswände im Südwestwinkel des Schachtes an. „Zugänglich“ war sie vor der Grabung — und zwar nur in ihrem tiefstliegenden westlichsten Teil, in welchem die Ausfüllung nicht bis obenhin reichte — nur auf dem mühevollen Wege durch die Nordwestspalte. Im nordwestlichen Winkel der Schachtsohle öffnete sich ein enges, von einem schlanken Menschen gerade noch passierbares, senkrecht abwärtsführendes Loch und vom Grunde dieses Zugangsloches aus mußte man sich, über eingekeilte Fels-trümmer weg — oder unter diesen durchkriechend, über die steile Böschung des Ausfüllungsmaterials abwärts etwa 5 m gegen Westen zwängen, wo es dann ein kleiner Schlupf unter der die beiden Parallelspalten trennenden Felswand durch ermöglicht, in die Südwestspalte zu gelangen.

Dem weiter unten („die Fundverhältnisse in der Südwestplatte und an der Schachtsohle“) folgenden Ausgrabungsbefund vor-

greifend, sei hier das *Raubild der SW-Spalte, wie es sich vor der Ausgrabung nach Zurücklegung des eben geschilderten Zugangsweges darbot*, kurz skizziert: Der freie Teil im Hintergrunde der Spalte war gerade groß genug, um einen zusammengekauerten Menschen aufzunehmen; nach oben hin treten die Felswände zu einem schmalen, mit eingekeilten Steintrümmern abgeschlossenen Spalt zusammen, gegen Osten (also in der Richtung gegen den Schacht zu) türmte sich bis obenhin das Ausfüllungsmaterial, ein Gewirr von Menschen- und Tierknochen, Steinen, teils mit einer Zwischenausfüllung von schwarzer, schmierig-fetter Erde, teils ohne diese.<sup>9)</sup>

Die von den erwähnten Ausfüllungsmaterialien freigebliene Bodenfläche wie auch diejenige am westlichen Ende der Nordwestspalte und im Durchschlupf stellte sich als horizontale, ältere Höhlensohle dar, bestehend aus Steintrümmern und Dolomitasche. Im westlichsten Teil der SW-Spalte wie auch im Bereich des Durchschlupfes lagen auf dieser alten Höhlenbodenfläche einzelne menschliche und tierische Skelettreste wie auch sonstige Fundstücke teils frei zutage, teils kaum bedeckt:

Der menschl. Schädel Nr. 221, die menschl. Schädelkalotte Nr. 37, einzelne Knochen des menschl. Rumpf- und Extremitäten-Skeletts, der Bronze-„Stöpsel“-Hohrings Nr. 283, die Glasperle Nr. 228, zwei Bruchstücke der Tonschale Nr. 70 b, der Bärenschädel Nr. 90, sowie Reste von Rind, Hund, Fuchs, Wildkatze usw.

Die Fortsetzungen der Nordwest- und Südwestspalte sind gleichfalls völlig unpassierbar schmal, geben aber den Durchblick so weit frei, um mit entsprechend guter Beleuchtung erkennen zu lassen, daß sich die Mittelwand, westlich des erwähnten Schlupfes zu Trümmern zerborsten, nur noch etwa 1 m weit fortsetzt. Jenseits dieser Trümmer zeigt die Höhle ein vom bisherigen abweichendes Bild; beide Spalten sind zu einem kleinen freien Raum von etwa  $1\frac{1}{2}$  m Länge und  $1\frac{1}{4}$  m Breite verbunden, im mittleren Teil des Hintergrundes wird er von Versturzböcken, (wieder Resten der „Zwischenwand“), abgeschlossen, nördlich und südlich derselben sind die Spalten freigeblienen und der leicht divergierende Verlauf der Spalten-Außenwände läßt den Schluß auf eine verhältnismäßig beträchtliche Fortsetzung der Höhlungen in westlicher Richtung zu.

## Die allgemeinen Fundverhältnisse.

Wie einleitend bereits ausgeführt, kann die Anwesenheit der vorgeschichtlichen Hinterlassenschaften in der Höhle unmöglich auf einen Aufenthalt von Menschen jener Zeit in ihr zurück-

geführt werden, ja darüber hinaus kann es als sicher gelten, daß sie während des ganzen vorgeschichtlichen Zeitablaufes nie von eines Menschen Fuß betreten worden war; alle gefundenen Vorzeitreste gelangten in die Höhle durch Herabwerfen menschlicher Körper usf. von oben, vom Schachteingang aus.

Wenn aber nun bei den anderen untersuchten Schachthöhlen mit gleichartigem Fundgut dessen Einlagerungsverhältnisse im allgemeinen lediglich als von ganz den gleichen Gesetzmäßigkeiten bestimmt sich darstellen, die auch diejenigen der gesamten sonstigen Ausfüllungsmaterialien bei dieser Kategorie von Höhlen naturgemäß bedingen, so zeigt sich beim Dietersberg-Schacht die Art der räumlichen Verteilung der vorgeschichtlichen Hinterlassenschaften aber doch durch den Menschen entscheidend beeinflußt: Die angetroffenen Verhältnisse lassen wohl kaum eine andere Erklärung zu, als daß die Leichen bis auf zwei mit Absicht in den Eingang der Südwestspalte gestürzt wurden. Ueberdies stand aber noch der sonst für die Schachthöhlen allgemein gültigen Regel eines „kegelförmigen Auftürmens“ der gesamten Einlagerungsmaterialien und der darin begründeten Tendenz einer „mantelförmigen Ausbreitung“ derselben im vorliegenden Falle sowohl Enge wie Besonderheit der Raumgestaltung des Schachtgrundes entgegen, anstelle eines gewöhnlich wenigstens nach drei Seiten freien Raumes zwei ziemlich dicht nebeneinander liegende Parallelspalten, deren Außenwandungen durchstreichend zugleich die seitliche Begrenzung eines Schachtes bilden, der seinerseits wieder diese Spalten in je ein östlich und westlich verlaufendes Spaltenpaar teilt.

So war, neben der vorerwähnten absichtlichen Einwirkung des Menschen, besonders das Oberflächenbild des basalen Felstrümmerhaufens bestimmend für die Art der Ausbreitung, des „Abfließens“ der späteren Einlagerungsmaterialien. Hierin liegt es auch begründet, daß die beiden gegen Osten streichenden Spalten keine als Ausläufer der Schuttansammlung an der Schachtsohle zu deutenden Einlagerungen enthielten; erhöht liegende und gegen die Spalteneingänge vorragende Steinblöcke hinderten das Einfließen von Schutt usw.

## Die Fundverhältnisse in der Südost-, Nordost- und Nordwest-Spalte.

Die Südostspalte erwies sich — wie schon dargelegt — bis in verhältnismäßig große Tiefe hinab als frei von Ausfüllung, bis auf einige eingeklemmte Felstrümmer mit auflagerndem Ver-

witterungsmaterial, letzteres wie auch die Felstrümmer selbst wahrscheinlich der Wandverwitterung entstammend; ob etwa doch das eine oder andere an vorgeschichtlichen Dingen in die unzugängliche Tiefe dieser Spalte fiel, wird uns wohl immer unbekannt bleiben müssen.<sup>10)</sup>

Die Nordostspalte zeigte eine Einlagerung mit ebener Oberfläche, bestehend aus Dolomitasche, vermengt mit mehr oder minder zersetzten Dolomitbrocken, offenbar gleichfalls nur Relikte der Wandverwitterung. Die Überlagerung mit jungen, humosen Bestandteilen hatte nur eine ganz geringe Stärke. In 0.2—0.3 m Tiefe — die oberflächliche Humusschicht nicht mitgerechnet — fanden sich hier wenige Reste, deren Alter als dem der vorgeschichtlichen Dinge aus der Südwest-Spalte gleich angenommen werden kann:

Mensch	1 Atlas-Wirbel (Nr.121), 1 Wadenbein (Nr. 152),
Hund, kleine Art	1 Schädel m. rechter Unterkieferhälfte (Nr. 241),
Wildkatze	1 Schädel ohne Unterkiefer (Nr. 277).

In die Nordwestspalte konnte sich ein entsprechender Ausläufer des „Schuttkegels“ so lange ergießen, bis einige nachträglich, wahrscheinlich von der westlichen Schachtwand abgestürzte große Steintrümmer den Spaltenzugang (bis auf das erwähnte enge, senkrecht abwärtsführende Zugangsloch) versperrten. Dementsprechend enthielt sie auch keine jüngsten Einlagerungen wie etwa eine oberflächliche Humusschicht. Das (gegen Westen) steil abwärts geböschte Ausfüllmaterial bestand aus Dolomitbrocken verschiedenster Größe und deren typischem Zerfallsrelikt, Dolomitasche. Die zahlreichen, zwischen den Spaltenwänden eingekeilt hängenden Felstrümmer, welche zweifellos senkrecht herabgekommen sind, zeigen aber, daß auch die raum-eigene Verwitterung einen nicht unbedeutenden Beitrag zum Ausfüllungsmaterial geliefert hat bzw. noch liefert. Die Abriegelung des Zuflusses vom Schuttkegelgipfel her mußte aber bereits vor der Zeit erfolgt sein, in welcher die vorgeschichtlichen Hinterlassenschaften in die Höhle gelangten; nur zwei etwa 0.3 m tief in die den Untergrund der Einlagerungen bildende Dolomitasche eingebettet gefundene Objekte mögen den letzteren zuzurechnen und durch unbekanntere Zufälligkeiten in diesen Teil der Höhle gelangt sein:

2 kindliche Unterkiefer Nr. 45 u. 46.

## Die Fundverhältnisse in der Südwest-Spalte und an der Schachtsohle.

Die Südwestspalte barg die weitaus überwiegende Masse menschlicher und tierischer Körperreste wie auch der vorgeschichtlichen Gegenstände<sup>11)</sup>. In welchem Maße die Ursachen hiervon in den natürlichen Vorbedingungen — Weite des Spalteneingangs, Gefälle des basalen Blockwerks am Schuttkegelgipfel, die Gestaltung des Schachtes selbst — und in der oben besprochenen Absicht des vorgeschichtlichen Menschen begründet liegen, läßt sich nicht mit Sicherheit scharf gegeneinander abgrenzen, die ganzen Verhältnisse sprechen aber dafür, daß *hauptsächlich diese Absichtlichkeit* die Zusammendrängung nahezu der ganzen Funde gerade in der SW-Spalte bewirkte. Wären die Leichen von Beginn an einfach nur so, wie es sich gerade ergab, in den Schacht gestürzt worden, hätten unbedingt mehr Reste von solchen am Schachtgrund liegen bleiben müssen; so fanden sich hier aber die Schädel und andere Knochen von nur zwei Individuen, und, wie sich aus der gesamten Fundsituation ergibt, handelt es sich um die Reste der beiden letzten Leichen überhaupt, die der Tiefe überantwortet worden waren, und zwar zu einem Zeitpunkt, als die Ausfüllung der SW-Spalte bereits das damalige Niveau der Schachtsohle erreicht hatte.

Verglichen mit dem Bilde des Schachtgrundes, wie es sich vor der Ausgrabung darbot — eine ebene Fläche, von der Südwest-Spalte nicht mehr sichtbar als eine schwache Andeutung in der betr. Ecke des Schachtes — haben die Raumverhältnisse gerade dieses Teiles der Höhle durch die Untersuchung naturgemäß ganz bedeutende Veränderungen erfahren. Jetzt, nach Abschluß der Arbeiten, ist aber ungefähr der Zustand der Örtlichkeit wiederhergestellt, der dem vor dem Hinabstürzen der ersten Leiche entsprochen haben mag; bei längerem Hinabblicken von der Schachtmündung aus läßt sich — hat das Auge sich erst an die Dunkelheit des Schachtgrundes gewöhnt — der Eingang der Südwestspalte als finster heraufgährende Vertikal-Fortsetzung des Schachtes selbst erkennen, und es fügt sich durchaus in den Rahmen der Vorstellungen des damaligen Menschen, die ihn veranlaßten, Tote der Erdtiefe durch solche von der Natur gebildete Schlünde zu überantworten, diesen für's Auge bodenlosen Abgrund hierfür zu wählen.

Diese Annahme wird auch gestützt durch die Tatsache, daß sich im Spalteneingang, und nur hier, an der Basis des Fund-

horizontes Holzkohlenreste fanden und die Art, wie sie auf den Absätzen der steil getürmten Dolomitblöcke des Schuttkegelkernes verteilt lagen, den Eindruck geradezu aufzwingt, als seien sie durch Hinabschütten eines Feuerbrandes — glühende Holzkohlen oder brennende Holzstücke — an Ort und Stelle gelangt<sup>12)</sup>. Von einem Feuer, das einst am Schachtgrunde (Schuttkegelgipfel) brannte, stammen die Reste keinesfalls, es fand sich hier nicht das Geringste in diesem Sinne deutbarer Spuren; es bleibt also kaum eine andere Erklärungsmöglichkeit als die, der Feuerbrand sei *mit Absicht in die Eingangsöffnung der Spalte* geschüttet worden.

Als unbedingt feststehend muß angenommen werden, daß die Leichen über einen längeren Zeitraum verteilt hinabgestürzt worden waren — auch als notwendige Vorbedingung vorstehender Annahme — und nicht etwa nur bei einer einzigen Gelegenheit; denn einer evtl. Voraussetzung letzteren Sinnes stehen wesentliche Einzelheiten des Gesamtausgrabungsbefundes wie auch der räumlichen Örtlichkeitsverhältnisse entschieden entgegen.

So bot die Südwest-Spalte günstigstenfalls Raum für gleichzeitig höchstens drei Leichen; bei nur 2 qm Bodenfläche der Schachtsohle hätten die übrigen Körper den Schacht so hoch aufgefüllt<sup>13)</sup>, daß bei ihrem Zerfall unzweifelhaft weitaus mehr Teile derselben in die Nordost- und Nordwestspalte gelangen hätten müssen, als dort tatsächlich gefunden wurden. Überdies zeigen auch die in anderen bereits untersuchten Schachthöhlen mit gleichartigem Fundgut angetroffenen Verhältnisse in aller Klarheit, daß sich dieser Brauch des Hinabstürzens menschlicher Leichen in natürliche Schächte über lange Zeiträume hin erstreckte. Die Voraussetzung, daß sich das Hinabstürzen der Leichen über einen langen Zeitraum verteilte, schließt aber an sich wieder in Anbetracht der Zusammendrängung fast aller Reste in der Südwest-Spalte die Annahme des Zugrundeliegens jener *Absichtlichkeit* zwangsläufig in sich.

Es ergibt sich ferner, daß die zeitlichen Zwischenräume groß gewesen sein müssen, sie müssen hingereicht haben, die Verwesung je falls so weit fortschreiten zu lassen, daß die Teile der sich auflösenden, zerfallenden Leichen in der engen Spalte so weit abwärts gegliitten waren, daß der Raum im Spalteneingang wieder frei genug geworden war, neue Körper aufzunehmen. Es ist hier auch noch der Umstand zu berücksichtigen, daß Leichen — menschliche wie tierische — in Höhlen ganz bedeutend langsamer verwesen als wie etwa im Freien, sicher durch das Fehlen gewisser Bakterien und Insektenlarven bedingt, wenn auch diese Umstände durch die verhältnismäßig geringe Tiefe des Dietersberg-Schachtes und die so gegebene Einwirkungsmöglichkeit des

Tageslichtes — auch im tiefsten Teil herrscht noch Dämmerlicht — und der Luft nicht so stark in Erscheinung getreten sein werden wie in den tieferen Schachthöhlen. (Daß Fliegenmaden einst sicher ihren Teil zur Auflösung der Körper beigetragen haben, läßt sich daraus folgern, daß während der Ausgrabung besonders der schwarzen schmierig-nassen Materialien, von deren scharfem Modergeruch angezogen, immer wieder große Schmeißfliegen, in Spiralen den Schacht herabbrummend, den Weg bis zu uns fanden.)

Die zunächst lediglich aus der Würdigung der Gegebenheiten in den räumlichen Verhältnissen der Höhle und der angetroffenen Verteilung der somatischen Reste gewonnene Einsicht, der Ablauf der betreffenden Vorgänge habe eine lange Zeitdauer zur notwendigen Voraussetzung, wird ja überdies auch durch das Zeugnis der mitgefundenen Hinterlassenschaften materiellen Kulturgutes in rein archäologischer Hinsicht in ihrer Richtigkeit bestätigt; darüber hinaus ergeben sich hierdurch aber auch Anhaltspunkte für eine Beurteilung der wenigstens ungefähren Gesamtlänge der in Frage kommenden Zeitspanne.

Das Fundverteilungsbild an sich, wie es die SW-Spalte bot, wurde durch verschiedene zusammenwirkende Faktoren bestimmt. Im Vordergrund steht in dieser Beziehung die besondere Gestaltung der Basis, auf der sich allmählich alles ablagerte, in Verbindung mit der außerordentlichen Schmalheit des Raumes. Die Vorbedingungen für ein Übereinanderschichten der Ablagerungen in ihrer Gesamtheit im Sinne einer chronologischen Abfolge waren hier alles andere als günstig. Der Höhenunterschied zwischen dem Fundhorizont an der Schachtsohle und dem „alten Höhlenboden“ im Hintergrund der Spalte betrug im Mittel 3.3 m, bei einer Horizontalentfernung der Umbruchkante der ersten am Spalteneingang bis zum Fuße der Schutthalde von 4.5 m. Dieses starke Gefälle kommt in der Hauptsache auf Rechnung des steil gestuften Abfalles des Schuttkernes an der Spaltenmündung. In deren Bereich hatte noch abgestürztes, loses, teilweise aber zwischen den Spaltenwänden frei schwebend verkeiltes Blockwerk sein übriges getan, die Basis des Fundhorizontes gerade hier besonders bewegt zu gestalten.

Allein der Umstand schon, daß alles den Weg über diesen Steilabfall am Spalteneingang genommen hatte, mußte die buntesten Vermengungen bewirken. Die Knochen der langsam gegen den tiefliegenden Grund der engen Spalte gleitenden, in der Verwesung zerfallenden Leichen stauten sich teils sperrig unter sich oder an verkeilten Steinen, ein weiterer Teil dieser Körperreste wieder, mit ihnen vermengte Schmuckstücke, Tierreste, glitt weiter gegen den Hintergrund der Spalte, einzelne Schädel rollten bis an den

Fuß der allmählich entstandenen Halde aus angestauten, verkeilten älteren Knochen, Steinen und Schutt. Im Laufe der Zeit hatte dann diese sich stetig vergrößernde, aus Resten menschlicher und tierischer Leichen, Steinen, Schutt usw. wüst getürmte Halde mit ihrem Gipfel das Niveau der Schachtsohle erreicht. Damit war aber auch der Spalteneingang bis obenhin soweit verschlossen, daß nur noch die erdigen Rückstände verwesenden Laubes, das damals — wie es auch heute noch geschieht — alljährlich in den Schacht hinabgeweht wurde, den Weg in die Tiefe finden konnten und hier zusammen mit dem langsam aber dauernd anfallenden Schutt der raumeigenen Verwitterung die Halde mit den Vorzeit-hinterlassenschaften überdeckten.

Die eingangs dieses Kapitels bereits kurz erwähnten letzten zwei herabgestürzten Leichen (zu ihnen gehörig die Schädel Nr. 40 und Nr. 41, verschiedene Knochen des Rumpf- und Gliedmaßen-Skelettes, der Bronze-Arm- oder Fußreif Nr. 71 und die Bronze-Armspange Nr. 67) mußten so auf die Schachtsohle selbst zu liegen kommen und dort verwesen.

Trotz der auf den ersten Blick so regellos scheinenden Fundverteilung in der SW-Spalte lassen sich aber die Auswirkungen der Gebundenheit an bestimmte Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen erkennen. Eine solche ist vor allem in dem mehrfach erwähnten „alten Höhlenboden“ gegeben, der als basale Begrenzung des Fundhorizontes über die in den Funden gelieferten Anhaltspunkte rein typologischer Natur hinaus einen solchen stratigraphischer Natur bietet. Von untergeordneter Bedeutung ist hierbei, daß einzelne Objekte in teils geringe, teils aber auch ganz beträchtliche Tiefenlagen unterhalb desselben geraten sind und mehrere davon sich hier sogar in kompakter Dolomitasche eingebettet fanden. Begründet ist dies in der Beschaffenheit des Untergrundes: Im rückwärtigen Teil der Spalte bestand dieser zu der Zeit, als die ersten Funde hierher gelangten, aus hauptsächlich kleinstückigem Dolomitschutt, durch dessen Lücken einzelne kleinere Gegenstände mehr oder weniger tief rutschten; durch den nachträglichen teilweisen Zerfall derselben zu Dolomitasche finden wir sie in diese eingebettet, z. T. überraschend tief unter dem Horizont, dem sie zeitlich angehören. Die Tiefenlage der auf diese Weise in die Dolomitaschen-Einbettung gelangten Objekte nahm gegen den Vordergrund der Spalte hin mit der Größe der Steintrümmer des Untergrundes und der so bedingten größeren und tiefer reichenden Zwischenräume zu und im Bereich des vom Schuttkegelkern abgestürzten Blockwerks waren auch größere menschliche Körperreste wie z. B. das Gesichtsskelett Nr. 170, Tierknochen, dann Schmuckstücke usw. weit unter den eigentlichen basalen Horizont gelangt. So bewirkten diese Vor-

gänge auch, daß offensichtlich Zusammengehöriges in zum Teil beträchtlichen Vertikalabstand zu liegen kam, wie die große Augenperle Nr. 219 2,5 m unterhalb der Gruppe gleicher Perlen Nr. 211—215, der kleine Stöpselhohlring Nr. 123 mehr als 1 m unterhalb des Exemplares Nr. 122. Trotzdem ließ sich der „alte Höhlenboden“ als basaler Horizont bis unmittelbar hierher beobachten, wenn auch gegen den Vordergrund zu immer weniger als gut erkennbare, verfestigte Oberfläche eines Untergrundes gelblicher Dolomitasche und -schuttes, der die jüngeren, dunklen Ausfüllungsmaterialien auflagen, so doch deutlich gekennzeichnet durch die Zusammendrängung besonders der Kleinfunde in dessen Ebene.

In der Art, wie sich die Funde in *horizontaler Richtung* in der SW-Spalte verteilten, mußte sich wenigstens in einer Beziehung eine bestimmte Gesetzmäßigkeit auswirken: Ihre Ablagerung bergewärts, gegen den Spaltenhintergrund zu, war zwangsläufig an das Fortschreiten der sich vergrößernden Halde der Gesamteinlagerungen in dieser Richtung gebunden. Bei den beiden Bruchstücken der Tonschale, die sich ganz hinten in der Nähe des mehrfach erwähnten Durchschlupfes fanden, ist es bei Berücksichtigung des Höhenunterschiedes zwischen dem Spalteneingang und der Lagestelle durchaus denkbar, daß sie durch den harten Aufprall des herabgeschleuderten Gefäßes bis dorthin gelangt waren; unerklärlich wäre aber ohne die Voraussetzung des vorgelagerten Haldenabhanges, daß kleine, leichte Schmuckstücke wie die betr. Exemplare der Stöpsel-Hohlringe den Weg bis in den Spaltenhintergrund genommen haben sollten. Es muß also eine ganz bestimmte zeitgebundene Beziehung zwischen dem Anwachsen der Halde und den bergewärts fortschreitenden Ablagerungen der Funde angenommen werden; damit ist eine wichtige Handhabe für die Beurteilung des frühesten in Frage kommenden Zeitabschnittes — im Sinne der Kulturperioden-Einteilung der Vorgeschichte — gegeben. Die diesbezüglichen Schlußfolgerungen sind in der Zusammenfassung der Auswertung des materiellen Kulturgutes niedergelegt.

Bestimmte und wichtige Folgerungen erlauben schließlich noch die Lagerungsverhältnisse der oben bereits erwähnten *Reste eines Feuerbrandes, Holzkohlenstückchen und -staub*. Wenn auch auf den schmalen Absätzen der steil getürmten Blöcke des Schuttkegelkernes verteilt liegend, bilden sie doch in gewissem Sinne eine Fortsetzung des basalen Horizontes in einer starken Umbiegung nach oben. Die unzweifelhaft primäre Lage dieser Feuerreste an der Basis der später entstandenen Dolomitasche, die hier mantelartig über den Schuttkegelkern gebreitet war, beweist, daß das Herabschütten glühender Holzkohlen oder brennender Holz-

stücke vor dem Hinabstürzen der ersten Leichen erfolgt sein mußte. Durch die Ergebnisse der archäobiologischen Untersuchung einiger Bruchstücke der Tonschale Nr. 70 b durch Prof. Dr. J. Grüss-Berlin ist die Beziehung dieses Gefäßes zu den Feuerresten zumindest sehr wahrscheinlich gemacht, denn die Schlußfolgerung erscheint naheliegend, daß es als Behälter des Feuerbrandes mit diesem in die Eingangsöffnung der SW-Spalte geschleudert worden war. Hiermit wird aber auch wieder die durchwegs basale und auffallend verstreute Lage der Bruchstücke dieser Schale in der Ebene des „alten Höhlenbodens“ auf zwanglose Art erklärlich.

Die Fundeinlagerungsverhältnisse an der *Schachtsohle* waren einfach und verhältnismäßig klar. Der vorgeschichtliche Horizont zeigte sich überdeckt von einer etwa 0.5 cm starken, in der Hauptsache waagrecht sich breitenen Schicht fast schwarzer Humuserde, welche im basalen Teil größere, meist plattige, nach oben zu kleinere Steintrümmer enthielt. Die geringe Mächtigkeit dieser Überdeckung — im Gegensatz zu derjenigen anderer ähnlicher Höhlen — ist vor allem der günstigen Lage des Höhleneinganges zu danken; er öffnet sich ja seitwärts der Hangrichtung unterhalb massiver, nur langsam verwitternder Felsen, sodaß ein Anfall von Schutt von außen und oben her überhaupt nicht erfolgen konnte. Vorteilhaft wirkte sich auch neben der Verstecktheit der Höhle die Steilheit des Berghanges aus, auf dem nur ganz wenig an losen Steintrümmern anzutreffen ist; so kam der sonst allgemein übliche Brauch, solche in vorhandene Schachthöhlen zu werfen, hier nicht zur Auswirkung.<sup>14)</sup> Ferner war durch die geringe Tiefe des Schachtes auch der Anfall des Wandverwitterungs-Schuttes ein entsprechend kleiner.

Der Fundhorizont selbst bestand in der oberen Hälfte aus braunschwarzer, gleichfalls stark humoser Erde, vermischt mit Steinbrocken; nach unten zu wurde diese Schicht allmählich heller und ging ohne sichtbare Abgrenzung in reine gelbe Dolomitasche über, deren Basis das Blockwerk des Schuttkegelkernes bildete. Die Gesamtmächtigkeit der Einlagerungen — von der Oberfläche der rezenten Schicht bis zum Blockwerk des Schuttkegelkernes — betrug ca. 1,4 m. Die Schädel und größere Rumpf- und Gliedmaßenknochen der beiden hier gefundenen menschlichen Skelette wie auch die beiden Bronzen lagen im oberen, dunklen Schichtteil, kleinere Knochen aber, wie solche des Hand- und Fuß-Skelettes z. B. lagen auch wesentlich tiefer, in der reinen Dolomitasche und einzelne sogar nahe deren Basis. Es ist dies auf die gleichen Vorgänge zurückzuführen, die auch in der SW-Spalte die Einbettung der betr. Objekte in kompakte Dolomitasche, z. T. weit unterhalb des eigentlichen Fundhorizontes, bewirkten. Wenn gleich diese beiden Leichen nach dem Hinabstürzen an Ort und

Stelle liegen geblieben waren, konnten in der Lage der Skeletteile zueinander keine Spuren einer Ordnung im anatomischen Sinne beobachtet werden. Die Körper mögen schon durch das Herabstürzen in schwer vorstellbare, zusammengekrümmte Lagen gekommen sein, aus welchen die sich in der Verwesung lösenden Teile wirt durcheinanderfielen. Überdies müssen die Skelettreste durch verhältnismäßig lange Zeit frei dagelegen haben, bis sie schließlich in der allmählich anwachsenden Schicht eingebettet waren. Wichtig ist noch der Umstand, daß die Knochen fast ausnahmslos im östlichsten Teil der Schachtsohle zusammengedrängt lagen; nur der Schädel Nr. 40, der sich in der südwestlichsten Ecke fand, und der Unterkiefer zu Schädel Nr. 41 (siehe hierzu weiter unten) bildeten Ausnahmen. In welchem Ausmaße Zufälligkeiten, deren Vorgänge heute unmöglich mehr in der Vorstellung rekonstruierbar sind, im einzelnen auf die räumliche Verteilung der vorgeschichtlichen Relikte einwirkten, mag übrigens aus der angetroffenen Situation des menschlichen Schädels Nr. 41 (Schachtsohle) und des zu ihm gehörenden Unterkiefers Nr. 41 a ersichtlich sein: Obwohl ersterer etwa 1,3 m von der Unbruchkante des ebenen Fundhorizontes an der Schachtsohle zur steilgeböschten Spaltenausfüllung entfernt lag, fand sich der Unterkiefer in einem Abstand von 3 m und 1,6 m Tiefe an der Südwand der SW-Spalte in einem Klumpen tuffartigen Sinters festgewachsen; zu berücksichtigen ist hierbei noch, daß zu dem in Betracht kommenden Zeitpunkt der Eingang zu dieser Spalte durch das Anwachsen der Einlagerungsmassen bereits bis auf eine restliche, ganz schmale Öffnung verschlossen war.

Die außergewöhnliche Lage dieses Unterkiefers ist aber jedenfalls nicht in Abrede, Zweifel an der Richtigkeit der aus der allgemeinen Situation der Skelettreste von der Schachtsohle sich notwendig ergebenden Schlußfolgerungen zu erwecken, die betreffen beiden Leichen seien als die letzten überhaupt einfach *in den Schacht herabgestürzt* worden, nachdem zu jenem Zeitpunkt der Eingang zur SW-Spalte bereits bis obenhin ausgefüllt und unsichtbar geworden war.

## Verzeichnis der Funde.

*Haupt-Inventar-Nummer der Sammlungen der Nat. Ges. Nbg. 8289*

### Menschliche Körperreste.

- 6 Schädel mit Unterkiefer (erwachsen): Nr. 1, 39, 40, 41 (der dazu gehörige Unterkiefer trägt die Nummer 48), 75, 221, (der dazu gehörige Unterkiefer trägt die Nummer 56).

- 3 Schädel mit Unterkiefer (jugendlich): Nr. 38 (der dazugehörige Unterkiefer trägt die Nummer 52), 43, 44.  
 2 Schädel mit Unterkiefer (kindlich): Nr. 2, 3,  
 2 Schädel ohne Unterkiefer (erwachsen): Nr. 42, 220,  
 1 Schädelkalotte (erwachsen): Nr. 37,  
 11 Unterkiefer (erwachsen): Nr. 49—51, 53—55, 57, 59, 153 a, 162, 174 a,  
 4 Unterkieferbruchstücke (erwachsen): Nr. 88, 89, 160 a, 175 a,  
 5 Unterkiefer (kindlich): Nr. 45, 46, 58, 160 und 163,  
 1 Gesichtsskelett mit Teilen des Stirnbeins (erwachsen): Nr. 170,  
 1 Gesichtsskelett (erwachsen): Nr. 173,  
 2 Oberkieferfragmente (erwachsen): Nr. 159, 195 a,  
 2 Fragmente des Gehirnschädels (erwachsen): Nr. 170 a, 190 a,  
 1 Bruchteil der Schädelbasis (erwachsen): Nr. 170 b,  
 1 Teil des Gesichtsskeletts mit Teilen des Stirnbeins (kindlich): Nr. 222,  
 1 rechte Oberkieferhälfte mit Nasenbein und unterem Augenhöhlenrand: Nr. 108 g,  
 15 Bruchstücke des Gehirnschädels (jugendlich): Nr. 77, 77a—g, 160 a—g,  
 3 Bruchstücke des Gesichtsskeletts (jugendlich): Nr. 77 h—k,  
 3 Unterkieferbruchstücke (jugendlich): Nr. 77 l und 77 m, 176 a,  
 44 lose Zähne (darunter vier kariöse): *Sammelnummer* 78.

### Reste von Kleinkindern und Foeten.

- 1 linke Stirnbeinhälfte: Nr. 76,  
 1 rechte Stirnbeinhälfte: Nr. 161 e, (möglicherweise zu Nr. 76 gehörig),  
 3 linke Stirnbeinhälften: Nr. 108, 159 e, 159 f,  
 1 linkes Stirnbeinfragment: Nr. 159 a,  
 1 rechtes Stirnbeinfragment: Nr. 159 b,  
 1 Stirnbeinbruchstück: Nr. 108 a,  
 1 rechtes Scheitelbein: Nr. 161,  
 2 Scheitelbeine: Nr. 76 a, 161 a,  
 3 zusammengehörige Scheitelbeinfragmente: Nr. 161 b,  
 3 Scheitelbeinfragmente, zusammengehörig: Nr. 159,  
 1 Hinterhauptschuppe: Nr. 108 b,  
 1 rechte Oberkieferhälfte mit Nasenbein und unterem Augenhöhlenrand: Nr. 159 g,  
 4 linke Oberkieferhälften mit Nasenbein und unterem Augenhöhlenrand: Nr. 108 e, 108 f, 159 c, 159 d,  
 5 rechte Unterkieferhälften: Nr. 47 (54 mm lang), 159 i (53 mm), 169 a (48 mm), 284 (36.5 mm), 284 a (31 mm),

- 5 linke Unterkieferhälften: *Nr. 108 c* (50 mm), *108 d* (49 mm), *159 h* (54 mm), *169* (41 mm), *284 b* (33 mm, Gelenkfortsatz fehlt),  
 1 rechtes Unterkiefer-Fragment: *Nr. 284 c*,

### Rumpf- und Gliedmassenskelett.

- 10 Atlas-Wirbel: *Nr. 35, 36, 91, 92, 121, 164—168*,  
 2 Dreher: *Nr. 162 a, 162 b*,  
 1 Dreher: (jugendlich) *Nr. 93*,  
 3 Beckenhälften: *Nr. 4, 5 und 217*,  
 2 Schulterblätter: *Nr. 224, 225*,  
 26 Oberarmknochen: *Nr. 10, 11, 13, 22, 24, 29, 85, 86, 94—97, 131, 135, 173 a, 174—181*,  
 16 Ellen: *Nr. 102—105, 136—145, 182, 183*,  
 12 Speichen: *Nr. 33, 100, 101, 146—149, 184—188*,  
 25 Oberschenkel: *Nr. 7, 8, 12, 14, 16—21, 25—27, 79—82, 189—196*,  
 20 Schienbeine: *Nr. 6, 9, 28, 30, 31, 83, 84, 150, 197—207*,  
 23 Wadenbeine: *Nr. 15 a, 23, 32, 34, 87, 89, 99, 151—156, 172, 208—216*,  
 2 Fersenbeine: *Nr. 157, 223*,

### Reste materiellen Kulturgutes.

#### Bronze:

- Kinderarmring, rund, geschlossen, in sechs mäßig vortretenden Knotengruppen in gleichen Abständen, aus je drei flachen Wülsten gebildet, — ein etwas stärkerer Mittelwulst von zwei schwächeren flankiert, anschließend noch je eine schwach eingravierte Linie, — Stab von gedrängt rundlich-linsenförmigem Querschnitt, größter Innendurchm. 50.5 mm, *Nr. 69*.
- Armspange, schwach-oval, offen, die Enden ca. 2 mm übereinander greifend, scharf-viereckiger Stab, hochkant zusammengebogen, die Enden durch je zwei Einkerbungen schwach profiliert, die Außenkante an beiden Seiten von einer schwach eingravierten Linie begleitet. Stab über die Kante gemessen ca. 4 mm, größter Innendurchmesser ca. 62 mm, *Nr. 60*.
- Armspange, *Nr. 60* völlig gleichend, offenbar Gegenstück dazu, Enden 8 mm übereinander greifend, größter Innendurchmesser ca. 60 mm, *Nr. 68*.
- Arm- oder Fußreif, schwach-oval, (wohl nur zufällig nicht ganz rund), geschlossen, glatter runder Stab; die abgeschrägten, aufeinander passenden Enden, eine leichte Verdickung bildend, durch Nietung (?) ver-

bunden. Stabdurchmesser 4.5—5 mm, größter Innendurchmesser ca. 80 mm, Nr. 71.

Arm- oder Fußreif, schwach-oval (wohl wie Nr. 71 nur zufällig nicht ganz rund), geschlossen, glatter runder Stab; die abgeschrägten, aufeinander passenden Enden, ohne Verdickung zu bilden durch Nietung (?) verbunden. Stabdurchmesser ca. 4.5 mm, größter Innendurchmesser ca. 82 mm, Nr. 226.

Arm- oder Fußreif, schwach-oval (wie Nr. 71 und 226 wohl nur zufällig nicht ganz rund), geschlossen, glatter runder Stab. Die Art der Aneinanderfügung der Enden durch die Patina nicht erkenntlich, die betreffende Stelle nur durch eine schwache Verdickung bemerkbar. Stabdurchmesser ca. 4.5 mm, größter Innendurchmesser ca. 82 mm, Nr. 227.

Armspange, offen, die Enden aber einander berührend, unregelmäßig oval zusammengebogen, Stab unregelmäßig rundlich bis stellenweise kantig, die beiden Enden schräg, wie mit einem Meißel abgehackt. Stabdurchmesser ca. 5,6 mm, Nr. 67.

10 sog. „Stöpselhohlringe“ (kahnförmig, aus dünnem Bronzeblech, das spitzzulaufende eine Ende in das eine entsprechende kleine Öffnung freilassende andere Ende gesteckt) Nr. 66, 111, 112, 113, 122—124, 114, 115, 126—130, 283. Nr. 127: vollständig erhalten, eingehängt ein offensichtlich flüchtig zusammengebogenes Drahttringchen mit übereinandergreifenden Enden. Dieses Ringchen besteht augenscheinlich aus dem abgebrochenen Ende einer Nadel. Größter Durchm. des Ringes 28.5 mm, des eingehängten Ringchens 13.5 mm, größte Verbreitung des „Kahns“ 11.5 mm, Nr. 122—124, 126, 130: fast ganz erhalten, mit größten Durchmessern von 28 mm (ein Stück), 29.5 mm (ein Stück), 32 mm (drei Stück). Nr. 128 und 129: beschädigt bzw. verbogen, mit größtem Durchm. von 28.5 und 33 mm. Nr. 283: ungefähr zur Hälfte erhalten, Nr. 66: größeres Bruchstück.

Bruchstück eines Zierrates, der Rest eines länglichen, in der Längsrichtung gewölbten Plättchens mit fünf kräftigen Längsfurchen verjüngt sich drahtförmig zu einem schlanken Haken, Nr. 120.

Ringchen aus Runddraht, Drahtstärke schwach 2 mm, gegen die Enden zu etwas verjüngt, äußerer Durchm. 22 mm, jetzt offen, ehemals vermutlich geschlossen, Nr. 125.

### *Eisen:*

Lanzenspitze, ganze Länge jetzt 221 mm, größte Blattbreite 52 mm, Blattlänge noch 131 mm, Länge der Tülle 90 mm, äußerer Durchm. der Tülmündung 19 mm; die Spitze umgebogen, Blatt ohne Mittelgrat, vollständig vom Rost zersetzt, die Tülle dagegen besser erhalten, in derselben Holzreste. *Nr. 70.*

### *Glas:*

10 sog. „Augenperlen“ („Perlen mit geschichteten Augen“, wie sie Tischler treffend nannte), ungefähr zylindrisch, hellorange-gelb, mit vier Gruppen von je zwei übereinander angeordneten geschichteten Augen (weißblaue Lagen) in dreifacher Schichtung außen mit einem weißen Ring beginnend, das Zentrum mit Blau gefüllt. Durchm. zwischen 27.5 und 29.5 mm, Höhe um 20 mm. Lochdurchmesser 11—13.5 mm. *Nr. 61, 62, 64, 65, 111—115, 219.*

3 kleine sog. „Augenperlen“, mehr rundlich, gleichfalls hellorange-gelber Grund, blau-weiß geschichtete Augen, *Nr. 116—118.*

*Nr. 116* und *117* zeigen gleichfalls vier Gruppen von je zwei übereinander angeordneten Augen. Größen: *Nr. 116:* Durchm. 14 mm, Höhe 11.5 mm, Lochdurchm. 4.5 mm, *Nr. 117:* Durchm. 13 mm, Höhe 8.3 mm, Lochdurchm. 4 mm, *Nr. 118* weicht bezüglich der Augenordnung etwas ab: Zwei Gruppen von je zwei übereinander angeordneten und zweimal je ein größeres blau-weiß geschichtetes Auge sind über die Oberfläche verteilt, Durchm. 13.5 mm, Höhe 9.3 mm, Lochdurchm. 4.5 mm.

Sämtliche Augenperlen vorzüglich erhalten.

3 dunkelblaue Glasperlen mit braunem Ring um die Öffnung. Um einen braunen Hohlzylinder ist der blaue Glasmantel gelegt. Besonders letzterer zeigt sich stark verwittert und mit zahllosen kleinen Rissen durchsetzt. *Nr. 63:* Durchm. 13.5 mm, Höhe knapp 9 mm, Lochdurchm. 6 mm, *Nr. 119:* Durchm. 14.5 mm, Höhe knapp 7 mm, Lochdurchm. ca. 6.5 mm, *Nr. 228:* Durchm. 15 mm, Höhe 7 mm, Lochdurchm. ca. 6 mm.

### *Kaurischnecken:*

4 Gehäuse von *Cypraea moneta*, bei allen die Oberseite abgeschliffen, sodaß eine ovale Öffnung entstand. *Nr. 72—74, 110.* Größen *Nr. 72:* Länge 22 mm, angeschliffene

Öffnung 14:9 mm, Nr. 73: Länge 19.5 mm, angeschliffene Öffnung 11.5: 8 mm, Nr. 74: Länge 25 mm, angeschliffene Öffnung 14.5:10.5 mm, Nr. 110: Länge 23.5 mm, angeschliffene Öffnung 12.5:8.5 mm.

### *Ton:*

Einfache unverzierte Tonschale mit ebener Standfläche (aus Scherben zusammengesetzt), mit wenig Sorgfalt geformt, Wandung von der Standfläche verloren abgesetzt in gleichmäßiger Wölbung aufsteigend, unterhalb der Mündung leichte Einziehung, sodaß der Mündungsrand schwach nach außen vorspringt. Mündungsdurchm. außen 196 mm, Höhe 82 mm, Standflächendurchm. ca. 60 mm, Wandstärke von ca. 11 mm über dem Boden auf ca. 7 mm nahe der Mündung verjüngt. Masse rötlich. Oberfläche — innen und außen — dunkel-grau, ziemlich rauh, Nr. 75 b.

*Holzkohlenreste*, bestimmt durch Dr. Elise Hofmann-Wien:

Nr. 171, 109.

Ahorn, *Acer* sp.

Ulme, *Ulmus* sp.

Rotbuche, *Fagus silvatica*

## **Tierreste.**

(Bestimmt durch Dr. F. Heller, Gg. Brunner und A. Gubitz)

### **Großtiere.**

*Hund, canis familiaris L.<sup>15</sup>*):

*Größere Art:*

- 2 Schädel mit Unterkiefer, Nr. 232, 233,
- 1 Schädel ohne Unterkiefer, stark beschädigt, Nr. 231,
- 2 Schädelbruchstücke, Nr. 230, 230 a,
- 2 linke Unterkieferhälften, Nr. 234, 235,
- 1 Oberschenkelknochen, Nr. 242,

*Kleinere Art:*

- 1 Schädel mit rechter Unterkieferhälfte, Nr. 241,
- 1 Schädel ohne Unterkiefer, Nr. 229,
- 4 rechte Unterkieferhälften, Nr. 236—239,
- 1 linke Unterkieferhälfte, Nr. 240,

Außerdem 7 lose Zähne, bei welchen die Zugehörigkeit zu größeren oder kleineren Arten noch offensteht, *Sammelnummer* 243.

*Rind, Bos taurus L.:*

- 1 Hornzapfen von *Bos taurus longifrons* (Brachycerosrind = Torfrind), Nr. 244,
- Schädelteile der gleichen Art (?), Stück der rechten Stirnbeinhälfte, mit Teil des Nasenbeines; oberhalb des Auges durch einen in zweifachem Sinne schräg geführten Hieb mit einem scharfen Instrument glatt abgetrennt. Der Hieb muß augenscheinlich mit großer Wucht geführt worden sein. Nr. 245.
- 2 metacarpi der gleichen Art, juv., Nr. 107, 218,
- 1 tibia der gleichen Art, juv., Nr. 248,
- 2 Unterkieferbruchstücke, *Bos taurus L.*, Nr. 249, 250,
- 2 Backenzähne, *Bos taurus L.*, Nr. 246, 247,
- 1 metatarsus, *Bos taurus L.*, Nr. 158,

*Schaf, Ovis aries:*

- 4 Schädel bzw. Oberkieferbruchstücke, Nr. 251—254,
- 3 linke Unterkieferhälften, Nr. 255—257,
- 1 rechte Unterkieferhälfte, Nr. 258,

*Ziege, Capra hircus L.:*

- 1 Schädelbruchstück mit zwei Hornzapfen, Nr. 259,

*Hausschwein, Sus scrofa domesticus L.:*

- 3 Unterkieferbruchstücke, Nr. 267—269,
- 1 Oberkieferbruchstück, Nr. 270,
- 1 Schneidezahn, Nr. 270 a,
- 1 Eckzahn, juv. Nr. 106,

Bei der schweren Bestimmbarkeit möglicherweise auch Wildschwein.

*Haushuhn, Gallus (?):*

- 1 Schädel, stark beschädigt, Nr. 282,

*Brauner Bär, Ursus arctos L.:*

- 1 Schädel mit Unterkiefer, juv., ganze Länge 248 mm, Nr. 90,

*Edelhirsch Cervus elaphus L.:*

- Schädelbruchstück (Oberkiefer), Nr. 260,
- 1 rechte Unterkieferhälfte, juv., Nr. 264,
- 2 linke Unterkieferhälften, juv., Nr. 265, 266,
- 2 Backenzähne, Nr. 262, 263,
- 1 Oberschenkelknochen, Nr. 261,

*Wildschwein, Sus scrofa ferus L.:*

- 1 Atlaswirbel, Nr. 271,

*Fuchs, Vulpes vulpes L.:*

- 1 rechte Unterkieferhälfte, Nr. 278,
- 2 linke Unterkieferhälften, Nr. 279 und 280,

*Wildkatze, Felis silvestris Schreb.:*

- 1 Schädel ohne Unterkiefer, Nr. 277,
- 1 Schädelbruchstück, Nr. 272,
- 1 rechte Unterkieferhälfte, Nr. 273,
- 3 linke Unterkieferhälften, Nr. 274—276,

*Königsweihe, Milvus milvus L.:*  
1 Schädel, Nr. 281,  
*Mäusebussard, Buteo buteo L.:*  
1 Unterschenkelknochen,  
1 Brustbein,  
*Rabenkrähe, Corvus corone L.:*  
1 Becken (Kreuzbein),  
*Dohle, Coloeus monedula L.:*  
1 Unterkiefer,

Außer diesen Tierresten erbrachte die Untersuchung des Dietersberg-Schachtes zahlreiche Kleintierreste, über die die Faunenliste im nachfolgenden Beitrag Dr. F. Hellers Aufschluß gibt:

### Kleintiere

Das Ausfüllungsmaterial der Dietersberghöhle ließ keine deutliche Schichtung erkennen. Infolgedessen ist es schwierig, das Alter der verschiedenen Tierreste einwandfrei festzustellen.

Die meisten Reste stammen aus der SW.-Spalte, die auch fast alle prähistorischen Funde lieferte. Es konnten folgende Arten festgestellt werden:

#### *Mammalia:*

*Talpa europaea L.*  
*Sorex araneus L.*  
*Sorex minutus L.*  
*Neomys fodiens Pall.*  
*Crocidura sp.*  
*Myotis myotis Borkh.*  
? *Myotis Bechsteinii Kuhl*  
*Mustela nivalis L.*  
*Lepus europaeus Pall.*  
*Arvicola amphibius L. incl. A. terrestris L.*  
*Microtus arvalis Pall.*  
*Microtus agrestis L.*  
*Evotomys glareolus Schreb.*  
*Apodemus silvaticus L.*  
*Epimys rattus L.*  
*Glis glis L.*  
*Eliomys quercinus L.*  
*Muscardinus avellanarius L.*

#### *Aves:*

div. sp.

*Amphibia:*

*Rana temporaria* L.

*Rana* div. sp.

*Pisces:*

Fischwirbel.

*Mollusca:*

*Cochlodina* lam.

*Cochlodina* orth.

*Clausilia parvula* Stud.

*Clausilia dubia* Drap.

*Iphigena lineolata* Held

*Laciniaria biplicata* Mont.

*Clausilia* sp.

*Goniodiscus rotundatus* Müll.

*Retinella* (*Hyalinia*) *nitens* Mich.

*Oxychilus cellarius* Müll.

*Vitrea crystallina* Müll.

*Daudebardia rufa* Drap.

*Limax* sp.

*Monacha incarnata* Müll.

*Helicodonta obvoluta* Müll.

*Carychium minimum* Müll.

*Acme polita* Hartm.

Wir dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Reste gleichzeitig mit den prähistorischen Fundgegenständen in der Höhle zur Ablagerung kamen.

Wesentlich jünger sind die Reste, die am Grunde des Schuttkegels in der Südwest-Spalte gesammelt werden konnten. Sie mögen durch die Hohlräume zwischen den großen Dolomithblöcken des Schuttkegels aus der „Südostspalte“ dorthin gelangt sein. Ihre Lagerung täuscht höheres Alter vor, aber die hellere Färbung und größere Festigkeit der Knochen läßt sofort erkennen, daß diese Reste jünger sind als die vorerwähnten. Es handelt sich um folgende Arten:

*Mammalia:*

*Talpa europaea* L.

*Sorex araneus* L.

*Sorex minutus* L.

*Myotis myotis* Borkh.

*Arvicola amphibius* L. incl. *A. terrestris* L.

*Evotomys glareolus* Schreb.

*Apodemus silvaticus* L.

*Microtus arvalis* Pall.

*Microtus agrestis* L.  
*Glis glis* L.  
*Eliomys quercinus* L.  
*Muscardinus avellanarius* L.

*Aves:*

div. sp.

*Amphibia:*

*Rana* div. sp.

*Pisces:*

Fischwirbel.

*Mollusca:*

*Azeca menkeana* C. Pfeiff.  
*Vertigo pusilla* Müll.  
*Clausilia parvula* Stud.  
*Goniodiscus rotundatus* Müll.  
*Retinella pura* Ald.  
*Oxychilus cellarius* Müll.  
*Vitrea diaphana* Stud.  
*Daudebardia rufa* Drap.  
*Limax* sp.  
*Helicodonta obvoluta* Müll.  
*Chilotrema lapicida* L.  
*Cepaea nemoralis* L.  
*Cepaea hortensis* Müll.  
*Carychium minimum* Müll.  
*Acme polita* Hartm.

Aus der NO-Spalte konnten nur wenige Reste zu Tage gefördert werden, nämlich:

*Mammalia:*

*Lepus europaeus* Pall.  
*Arvicola amphibius* L. inc. *terrestris* L.  
*Evotomys glareolus* Schreb.  
*Apodemus silvaticus* L.  
*Glis glis* L.

*Mollusca:*

*Oxychilus cellarius* Müll.  
*Helicodonta obvoluta* Müll.  
*Cepaea nemoralis* L.

Überblicken wir die Gesamtfauna der Dietersberghöhle, so sehen wir, daß sie sich ausschließlich aus Vertretern der heutigen, mitteleuropäischen Tierwelt zusammensetzt. Die Wirbeltierfauna enthält nichts Auffallendes, sie stellt eine ausgesprochene Waldfauna dar. Mit Ausnahme des Braunen Bären (*Ursus arctos*) und der Wildkatze (*Felis silvestris*) kommen sämtliche Arten auch noch

heute in unserem Gebiete vor. Dagegen enthält die Liste der Molluskenreste einige beachtenswerte Funde. *Daudebardia rufa* kommt nur an ganz wenigen Stellen in unserem Gebiete vor. Besonders interessant ist das Auftreten von *Azeca menkeana* = *Cionella tridens* Pult, die nach Geyer<sup>16)</sup> dem Jura vollständig fehlen soll. Sie scheint aber bisher nur übersehen worden zu sein. Schon früher ist es mir gelungen, diese Art im Kalktuff von Oberrüsselbach (ebenfalls im Jura) festzustellen<sup>17)</sup>.

Neu für den Jura ist auch *Vitrea diaphana*.

## Das materielle Kulturgut.

Der *geschlossene, gegossene Kinder-Armreif* Nr. 69 mit 6 schwach-plastischen Knotengruppen in gleichmäßigen Abständen, eine Variante der oft wiederkehrenden Form mit 3 solchen Knotengruppen, gehört dem Typenkreis von La Tène A an, derartige Ringe „finden sich aber in unserem Gebiete schon in HD“<sup>18)</sup>. P. Reinecke sagt von diesen Ringen: „Eine Leitform (der ersten La Tène-Stufe) besonders in Bayern sind die mit Knoten oder Knotengruppen (meist in Dreizahl) verzierten Reife“<sup>19)</sup> Walter Kersten<sup>20)</sup> bezeichnet „eine Ableitung der geschlossenen Armringe mit Knotengruppen aus Späthallstatt-Ringen als möglich. Bindeglieder wären Ringe mit umlaufender Kerb- und Wulstverzierung“. Stilistisch hebt sich jedoch diese Art der Formgebung — Knotengruppen — von derjenigen des späthallstädtischen Kulturkreises unzweifelhaft ab. Die Knotenbildung bei unserem Exemplar ist weich, verschwommen und weist noch nicht die scharfe Gliederung auf, welche den La Tène-Knotenringen im allgemeinen eigen ist.

Die *geschmackvoll-zierlichen Armspangen* Nr. 60 u. 68 sind typologisch nicht scharf umrissen einzudatieren; sie können in unserem Gebiet ebenso der 3. wie auch der 4. Hallstattstufe angehören, doch klingen sie typologisch eher an HC an.

Die schlichten, unverzierten, geschlossenen Arm- oder Fußreifen Nr. 71, 226 u. 227 sind alle drei offenbar aus Rundstab hergestellt und nicht gegossen; bei Nr. 71 ist dies an der Aneinanderfügung der Enden deutlich zu erkennen. Obwohl ähnliche glatte Reife auch in der Spät-Hallstattstufe vorkommen, dürften unsere Stücke in La Tène A zu verweisen sein; die betr. späthallstädtischen Exemplare sind m. W. nahezu ausschließlich gegossen. Außerdem beweisen die Einlagerungsverhältnisse von Nr. 71 an der Schachtsohle, also am „Schuttkegelgipfel“, daß dieses Stück zu den zuletzt in die Höhle gelangten, also jüngsten Hinterlassenschaften, zu rechnen ist.

Auf die *Armspange (?)* Nr. 67 näher einzugehen erübrigt sich,

sie bietet in ihrer Einfachheit, ja Rohheit, — ein unregelmäßig-rundes Stabstück mit einfach abgehackten Enden, flüchtig rundlich zusammengebogen — nichts Bemerkenswertes und auch keinerlei Anhaltspunkte zu engerer Datierung.

Die kleinen „Stöpsel“-Hohlringe, wie die Exemplare Nr. 66, 122—124, 126—130 und 383, gehören bekanntlich zu den sichersten Leittypen der letzten Hallstattstufe und dieser guten Brauchbarkeit als Datierungsbehelf kommt noch ihre verhältnismäßige Häufigkeit wesentlich zugute<sup>21</sup>). Auch die Stücke aus dem Dietersberg-Schacht bieten durch das unbedingte Feststehen ihrer zeitlichen Zugehörigkeit, in Verbindung mit ihren Lagerungsverhältnissen wichtige Handhaben für die Beurteilung der chronologischen Stellung des Gesamtfundes.

Ganz unverkennbar ist ihre, wenn auch nicht völlig exakte Gebundenheit an einen bestimmten Horizont, an den des „alten Höhlenbodens“ Während das Exemplar Nr. 66 dessen Ebene frei auflag, zeigte dasjenige der Nr. 283 eine Überdeckung durch Dolomitasche von nur etwa 2 cm<sup>22</sup>), die Stücke Nr. 122, 124, 126—130 lagen in Tiefen von 10—30 cm unter diesem Horizont, durch den bereits erwähnten Vorgang nachträglichen Zerfalls von Dolomitschutt ebenfalls in dessen sandige Rückstände eingebettet; nur das Exemplar Nr. 123 war im Bereich des Blockwerkes des Schuttkegelkernes in eine Tiefe von ca. 1.20 m geraten und lag in dem von Ausfüllungsmaterialien frei gebliebenen Raum unter einem zwischen den Spaltenwänden eingeklemmten Felsblock (mit ihm zahlreiche Mollusken- und Kleinsäugerreste sowie einige der Skeletteile menschlicher Embryonen).

Trotz der Kompliziertheit der Vorbedingungen für die allgemeinen Fundeinlagerungs- und Verteilungsverhältnisse ist außerdem eine gewisse Gruppierung dieser Hohlringe zu beobachten, die kaum von Zufälligkeiten allein veranlaßt sein dürfte; die eine dieser Gruppen, im Hintergrund der SW-Spalte, nahe dem Fuße des „Schuttkegel“-Auslaufes vorgefunden, umfaßt die Stücke Nr. 124, 128—130, 283, die andere, die näher dem Schuttkegel-Kern lag, die Nummern 66, 122, 126, 127 Irgendwelche Schlußfolgerungen bezüglich der Zugehörigkeit dieser Hohlringe zu mehreren oder nur einer der Leichen gestattet diese Gruppierung jedoch nicht; eine vergleichsweise Heranziehung von anderen Fundvorkommen zeigt ja zur Genüge, daß mit Annahme der letzteren Möglichkeit, 10 solcher Ringe als zu einer Leiche gehörig, keinesfalls ein Einzelfall aufgestellt würde, eine Vielzahl derselben bei den einzelnen Bestattungen sogar fast die Regel ist. Siehe zum Thema dieser „Stöpsel“-Hohlringe auch die in Anmerkung 21 erwähnte rückwärts angefügte Studie.

Das *Ringchen aus dünnem Bronzedraht Nr. 125* bietet in seiner Einfachheit weder Anhaltspunkte zur Namhaftmachung seines ehemaligen Verwendungszweckes noch zur Fixierung einer Zeitstellung; immerhin besteht wenigstens die *Möglichkeit*, daß es sich hier um einen wirklichen Ohrring handelt, der entweder so getragen worden war, wie er angetroffen wurde, oder aber auch, daß eine der gefundenen kleineren Glasperlen auf denselben aufgeschoben war; an diesbezüglichen Beispielen fehlt es ja keineswegs.

Das „*Fragment eines Zierstückes (Bronze)*“ Nr. 120 gleicht völlig den entsprechenden Enden von „offenen Bronzegehängen, bandförmig, längsgerieft, in eine nach innen eingebogene Nadel sich verjüngend“ usw., die H. Hornung im „Sippengrab von Kriegenbrunn“ (B. A. Erlangen) fand; diese Schmuckstücke sind gleichfalls in der Studie über die „Stöpsel“-Hohlringe näher behandelt.

Die *eiserne Lanzenspitze Nr. 70* bietet typologisch keinerlei Besonderheit, wie ja die späthallstattzeitlichen Lanzenspitzen trotz ihrer verhältnismäßigen Häufigkeit im allgemeinen sehr einfach und gleichförmig sind. Der Späthallstatt-Stufe dürfen wir sie ja wohl wegen eben der Häufigkeit einfacher, eiserner Lanzenspitzen in dieser Periode auch eher zurechnen als der La Tène A-Stufe, „in welcher die Lanzenspitzen fast gänzlich aussetzen“<sup>23</sup>). Wenn auch die Lagerung unseres Stückes im äußeren Mantel der Schutthalde und nahe deren Gipfel die Annahme seiner Zugehörigkeit zu letzterer Periode nahelegen würde, läßt man die „Sperrigkeit“ einer Lanzenspitze mit Schaft oder mindestens einem Stück desselben, dazu noch möglicherweise im Schädel einer Leiche feststeckend, und die Lage am Eingang der engen Südwest-Spalte außer Betracht. Die Lanzenspitze fand sich in geringer Entfernung (ca. 0.25 m) schräg unterhalb des Schädels Nr. 42. Dieser weist im Stirnbein oberhalb des linken Augenhöhlen-Oberrandes eine Verletzung (Lochdefekt) auf, welche durch ihre ganze Art die Annahme völlig gerechtfertigt erscheinen läßt, daß sie durch eben diese Lanzenspitze verursacht ist; der Lochdefekt ist schmal-spitzoval, 23.5 mm lang, 14.5 mm breit, der größte Durchmesser liegt waagrecht. Die Lochmitte ist 45 mm von der Stirnmitte und 62 mm vom Augenhöhlen-Oberrand entfernt. Der untere Rand des Defektes ist schräg nach innen gedrückt in der Weise, daß eine bogenförmige Randabsplitterung geneigt einwärts steht. Die Verletzung zeigt keine Spur eines Verheilungsprozesses. Das Lanzenspitzenblatt selbst weist nahe seinem vorderen Ende eine Umbiegung auf, welche sich mit der Eindrückung des Defekt-Unterrandes in dem Sinne deckt, daß diese sehr wahr-

scheinlich durch die Art des Stoßes oder Wurfes der Waffe bewirkt wurde oder dadurch, daß das im Schädelknochen feststeckende Lanzenspitzenblatt sich entweder durch das Gewicht des Schaftes an sich beim Zusammenbrechen des Getroffenen bog oder gelegentlich des Hinabstürzens von dessen Leiche mit der noch im Schädel haftenden Lanze. Es ist ja nicht gut anzunehmen, daß die Lanzenspitze, welche doch unzweifelhaft in ursächlichem Zusammenhang mit der Verletzung dieses Schädels steht, dann gesondert in den Schacht geworfen wurde, und selbst wollte man dies voraussetzen, wäre es zumindest ein merkwürdiger Zufall, daß sie dabei in so unmittelbare Nachbarschaft des betreffenden Schädels zu liegen kam; andererseits mußte sich aber doch die todbringende Waffe bald aus dem Schädelknochen gelöst haben, da dieser keine Spur der sich sonst mit oft so peinlicher Konsequenz bemerkbar machenden Verfärbung durch Eisenoxyd aufweist.

In diesem Zusammenhang sei noch einer anderen Knochenverletzung aus dem Dietersbergschacht Erwähnung getan, welche ihrer ganzen Art nach bei aller geboten erscheinenden Vorsicht wohl ebenfalls auf einen Lanzenstich oder Speerwurf zurückzuführen ist. (Eine Verletzung durch ein Schwert ist weniger gut anzunehmen, nicht zuletzt auch deshalb, weil ja Schwerter in der Späthallstattzeit so gut wie nicht, in der beginnenden Latènezeit bei uns nur sehr spärlich vertreten sind und die Hiebmesser dieser Periode kaum geeignet erscheinen, als Stichwaffe benützt worden zu sein; denn die zur Sprache stehende Verletzung ist zweifellos durch einen *Stich* verursacht.) Es handelt sich um die linke Beckenhälfte (erwachsen) Nr. 217, deren Hüftbein etwa 20 mm unterhalb des Hüftbeinkammes eine Verletzung zeigt, welche in glattem, scharfen Schnitt den Knochen von der Außenseite her, also von rückwärts, schräg abwärts durchdrungen hat und die heute gerade noch so weit klafft, daß das Licht durchfällt. Die Länge der Verletzung beträgt an der Außenseite 21 mm, an der Innenseite 16.5 mm, die Ränder sind hier an einigen Stellen splittrig aufgebogen, der Knochen ist bis zum Hüftbeinrand geplatzt; irgendwelche Spuren einer Verheilung sind nicht wahrzunehmen. (Außerdem zeigt der Knochen an der Außenseite etwas oberhalb dieser Verletzung noch zwei auffallende Eindellungen, deren Veranlassung jedoch unklar ist; die eine, tiefreichende, mißt 16.5:6 mm und ist regelmäßig oval, die seichtere mißt 14.5:7 mm. Die erstere erweckt stark den Eindruck einer intra vitam erfolgten Verletzung, die letztere dagegen könnte aber unter Umständen auch später, etwa durch einen Stein, eingedrückt worden sein.)

Die zehn großen und drei kleinen sog. „Augenperlen“ aus Glas <sup>24)</sup> Nr. 61, 62, 64, 65, 111—115, 219. sowie Nr. 116—118 stellen

in dieser Anzahl innerhalb eines geschlossenen Fundes ein Kuriosum für unser Gebiet dar; sie sind in diesem bisher immer nur vereinzelt, als Gräber- wie auch als Zufallsfunde zutage gekommen. Immerhin betont aber W. Kersten (a. a. O. S. 1-17) die „starke Verbreitung der Augenperlen in Nordost-Bayern gegenüber dem übrigen Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich“ Bezüglich der Altersstellung, der Herkunft und der allgemeinen Verbreitung dieser interessanten Schmuckstücke folgen wir wohl am besten den mit umfassendstem Materialstudium unterbauten Ausführungen P. Reineckes in dessen grundlegender Arbeit: „Glasperlen vorrömischer Zeiten aus Funden nördl. d. Alpen“<sup>25)</sup>: „Der scharfe, in unseren Funden zwischen der Späthallstattzeit und der ersten La Tène-Stufe bestehende Unterschied prägt sich auch bei den Glasperlen aus. Alle anderen markanten Typen nahezu verdrängend, treten gegen Ende des VI. vorchristlichen Jahrhunderts wesentlich neue Erscheinungen auf, die Perlen mit geschichteten Augen, wie sie Tischler nannte“<sup>26)</sup>. „Auf die erste La Tène-Stufe scheinen sich in der süddeutschen Zone die mehr ringartigen und zylindrischen Perlen aus orangegelbem, viel seltener meergrünem Glase zu beschränken“<sup>27)</sup>. Wir kennen sie hier von Böhmen, namentlich aus Ostbayern, dann auch aus dem westlichen Bayern, vom Neckar, Rhein, weiter kehren sie in Mengen in Nordfrankreich wieder, einzelne Exemplare sind selbst nach Norddeutschland vordringen, wo sie z. B. in ostdeutschen Steinkistengräbern mit Gesichturnenkeramik liegen. Sie entsprechen den Typen, die im altweltgeschichtlichen Kreise eine ungeheure Verbreitung gefunden haben und die wir aus Ägypten, Cypern, Phönizien, Vorderasien, aus dem Kaukasus und Südrußland, aus einem späten Grabe bei Dipylon in Athen (des VI.—IV. Jahrh.), von Olympia, in Massen aus dem Kabirion bei Theben, von Italien (Gräber der Certosa-Zeit), aus den Ostalpenländern im weiteren Sinne und von punischen Gebieten<sup>28)</sup> (Utika, Karthago, Sardinien) kennen<sup>29)</sup>. Hinsichtlich der Herkunft dieser Augenperlen wird man sich wohl unbedenklich der ebenfalls von P. Reinecke vertretenen Anschauung anschließen dürfen: „Die Glasperlen unserer vor- und frühgeschichtlichen Funde sind (von etwaigen lokalen Nachahmungen abgesehen) ja wohl ausschließlich Erzeugnisse der Kulturländer des Mittelmeerbeckens, vor allem Ägyptens“, wie auch die „aus den beiden jüngeren Abschnitten des Bronzealters (Montelius II, III) und der frühen Hallstattzeit, aus Funden nördlich der Alpen vorliegenden Glasperlen als ein einheitliches Fabrikat gelten können, welches völlige Übereinstimmung mit ägyptischer Glasware des Neuen Reiches zeigt, wie solche aus Glasfabriken von Tell Amarna (Amenophis IV.) bekannt ist“ und überdies „viele Glasreste (dieser Zeit) von Tell Amarna und gleichaltrige ägyptische Anhänger

geschichtete Augeneinsätze aufweisen, technisch und in den Farben ganz identisch mit dem Glase der Zeit um 500 v. Chr.“<sup>30)</sup>.

Unter den Fundstätten gleichartiger Augenperlen ist wohl das „Teufelsloch“ bei Neusles, Gmde. Thuisbrunn, in der Luftlinie 2,7 km südwestlich vom Dietersbergschacht, die diesem zunächstliegende; hier fand sich in Gesellschaft zeitlich entsprechender Keramik die Hälfte einer kleineren, mehr ringförmigen Augenperle mit einfacher Augenreihe (außer Funden älterer Perioden); Sammlungen d. Naturhist. Ges. Nbg. Der ganze Fundkomplex deutet auf wenn auch nur kurze Aufenthalte des Menschen in den vertretenen Perioden<sup>31)</sup>. Ein etwas größeres Exemplar stammt von der Ehrenbürg b. Forchheim, Ofr. und befindet sich im Pfalz-museum Forchheim. Nicht allzuweit vom Dietersbergbereich entfernt liegt auch der Staffelberg, auf welchem gleichfalls derartige Perlen gefunden wurden<sup>32)</sup>. An sonstigen Fundplätzen unseres Gebietes seien noch die folgenden genannt (ohne daß jedoch diese Aufzählung den Anspruch auf Vollständigkeit macht<sup>33)</sup>):

Eine Augenperle der gleichen Art, in der Größe zwischen den beiden verschiedenen Größen unserer Fundstätte stehend, aus einem Grabfund von Bösenbirgig, Fränk. Schweiz, gef. m. einer Bronze-Spiralkopfnadel m. zwei einander gegenüberliegenden Schlingen („Achter-Schlinge“) dicht unterhalb der Kopfspirale u. einem geschlossenen Bronze-Armreif m. schwacher dreifacher Knotung, befindet sich im „Museum f. Vor- und Frühgeschichte“ in Berlin. Ein Exemplar der gleichen Größe wie dieses stammt aus der Gegend von Hersbruck (Mfr.), es kam aus dem Nachlaß Elbinger-Hersbruck in die vorgeschichtl. Sammlg. d. Naturhist. Ges. Nbg., näherer Fundort unbekannt. Ein den Perlen aus dem Dietersberg-Schacht völlig gleiches Exemplar aus Grabhügelfunden von Hatzenhofen, B.-A. Parsberg, Opf., Sammlg. d. Hist. Ver. zu Regensburg, ist abgebildet in P. Reineckes Arbeit in A. u. h. V., V, Taf. 14, Nr. 226, ein ebensolches aus einem Grabfunde von einer Anhöhe bei Pfeffertshofen B.-A. Neumarkt, Opf., m. gl. Aufbewahrungsort, unter Nr. 228, zwei solcher Perlen stammen von Bachetsfeld, B.-A. Sulzbach (Bayer. Staatssammlg. München); in der Regensburger Sammlung befinden sich noch ein Exemplar aus „Alhofers Kiesgrube“ in Schwandorf, Opf., (gef. 1924)<sup>34)</sup> sowie zwei aus einem Grabhügel im „Samsbacher Forst“ (Loisnitz, Opf.) stammende, welche zusammen mit den zwei bekannten schönen importierten Bronzeschalen gefunden wurden. Wegen einer etwas abweichenden Form sei noch ein Exemplar aus einem (stark zerstörten) Grabhügel in der Nähe von Wallersdorf (Landkr. Ansbach) genannt, welches aber unzweifelhaft der gleichen Kate-

gorie angehört: „Eckige, gelbe Glasperle mit weißblauen Augenmotiven“, gef. mit „einer kleinen, runden Glasperle mit blauen Augen und grünem Streifen“ und typischen Früh-La Tène-Materialien<sup>35</sup>). Nicht nur, daß bei dieser Perle durch das plastische Hervortreten der „Augen“ eine Annäherung an ein rundliches Viereck gegeben ist, zeigen auch die Seiten zwischen den Augen einen so gestreckten Verlauf, daß der Eindruck der Viereckgestalt noch erhöht wird. (Eine ausgesprochene Viereckperle ist übrigens abgebildet in Eberts Reallexikon Bd. 1, Taf. 163 unter Nr. 232 a u. b).

Bezüglich der Verwendungsart dieser Perlen kann wohl als sicher angenommen werden, daß sie, wenigstens in der Hauptsache, als Halsschmuck getragen wurden, und die weite Öffnung der großen Art läßt vermuten, daß sie auf starken, kordelartigen Schnüren, etwa aus Wolle oder vielleicht auch aus feinen Lederstreifen geflochten, aufgezogen waren, auf welchen sie entweder durch deren Stärke festsitzend oder durch dazwischenliegende knotenartige Verdickungen in gewissen Abständen voneinander gehalten wurden; denn es ist nicht anzunehmen, daß diese großen, durch ihr Gewicht leicht zerbrechlichen ringartigen Perlen, nur lose aufgereiht getragen wurden.

In der Hauptsache fanden sich im Dietersbergschacht die Augenperlen der großen Art in zwei, wenn auch sehr lockeren Gruppen vereinigt; die eine derselben mit vier Stück (Nr. 61, 62, 64, 65,) lag in der Ebene des mehrfach erwähnten „alten Höhlenbodens“, die andere mit fünf Stück (Nr. 111—115, sowie eine der kleinen derartigen Perlen (Nr. 118) lag im Mittel 0.45 m höher und in einer Entfernung von im Mittel 0.75 m, eingebettet in der nachträglich entstandenen Dolomitasche oberhalb und neben einem der eingeklemmten Felsblöcke des Schuttkegels, während ein einzelnes Stück, wie bereits früher geschildert, 2.5 m tiefer, annähernd senkrecht unter dieser Gruppe zwischen dem Blockwerk des letzteren sich fand. Die kleinen Augenperlen Nr. 116 und 117 (und eine der kleinen dunkelblauen Glasperlen mit braunem Ring um die Öffnung, Nr. 119,) lagen in dem von Ausfüllung freigebiebenen kleinen Raum unterhalb eines eingeklemmten Blocks, annähernd in der Ebene des „alten Höhlenbodens“, die beiden restlichen der kleinen Perlen wie Nr. 119, Nr. 63, u. 228, fanden sich, die erstere in geringerem, die letztere in größerem Abstand von diesen Gruppen isoliert. Aus den Lagerungsverhältnissen der Glasperlen, (der „Augen“- wie auch der 3 kleinen blau-braunen Perlen), können also keine Schlüsse des Sinnes gezogen werden, ob sie zu nur einem einzigen oder mehreren Halsschmuckstücken gehörten. Innerhalb der komplizierten Vorgänge, welche letzten Endes die Fundverteilung, wie sie angetroffen wurde, bewirkten,

liegen zahllose, unberechenbare Möglichkeiten; es ist demnach ebenso gut denkbar, daß es sich um nur einen Halsschmuck handelte, der bereits oberhalb der beiden geschilderten Hauptgruppen durch Verwesung des aus organischer Substanz bestehenden Teiles zunächst in zwei Stücke zerfiel, welche allmählich tiefergleitend schließlich das Bild der beiden Perlengruppen ergaben, wie auch daß diese je einem ursprünglichen Halsschmuck entsprechen, oder die einzeln liegenden Glasperlen wieder zu gesonderten Schmuckstücken gehörten, etwa an Hals-Zierschnüren der oben skizzierten Art sich aufgezogen befanden<sup>36)</sup>.

Die Frage, ob diesen „Augen“-Darstellungen an den betr. Glasperlen außer der rein dekorativen auch eine apotropäische (emanistische) Bedeutung (im Sinne eines Abwehrzaubers gegen den bösen Blick)<sup>37)</sup> zukommt, ist nicht eindeutig beantwortbar, es besteht jedoch nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit, daß sie zumindest ursprünglich den gleichen Sinn hatten wie die vielen sonstigen, bis ins Paläolithikum zurückreichenden, mehr oder minder stilisierten Darstellungen von Augen, daß diese Sinnggebung im Laufe der Zeit in Vergessenheit geriet und nur noch das so dankbare rein dekorative Moment bestehen blieb.

*Die drei einfachen, dunkelblauen Glasperlen mit braunem Ring um die Öffnung Nr. 63, 119 u. 228* bieten typologisch nichts besonderes, sie fügen sich durchaus in den Rahmen der Formen und mannigfaltigen Farbenzusammenstellungen der La Tène A-Glasperlen.

Hervorzuheben ist das Vorkommen der *vier Cypraeen* (Nr. 72—74, 110) an unserer Fundstätte zunächst wegen dessen Erstmaligkeit innerhalb unseres Gebietes, aber auch wegen der kulturhistorisch so interessanten, tiefen Bedeutsamkeit, welche diesen Conchylien vom Menschen fast aller Zeiten und Kulturen beigemessen wurde. In ausgezeichnete Weise umschreibt Sir Galahad<sup>38)</sup> diese weltumfassend gleichaltrige Sinnggebung:

„Es gibt bedeutsame und wirksame Symbole, diese gehören der Magie, jene der Religion an. Wie das Ei eines der bedeutendsten, so ist die Kaurimuschel das am stärksten magische der weiblichen Symbole, heißbegehrt als Amulett und deshalb wohl die erste — Weltwährung“. „Ihre Ähnlichkeit in Farbe und Form mit den weiblichen Geschlechtsteilen, ihre Herkunft aus den fruchtbaren Wassern, erfüllt mit dem Rhythmus von Ebbe und Flut, der als mondbetont ja der Rhythmus der Geburten selber ist, machen sie zur Lebensspenderin“ usw. „In Somaliland, Marokko, Zentralasien, Indien, Japan, China, Südamerika, Australien, im Pendschab, in der Südsee und der Tartarei wird sie gleicherweise als lebenspendendes Amulett getragen, von den splitter nackten

Südseeinsulanern als einziges Ornament, von den Chinesen in die schwersten Seidengewänder eingenäht“. — „Rein zauberhaft ist ihr Bedeutungswert. Denn die Australier, bei welchen weder Produktionsmittel, noch Güter, noch Tausch irgendwelcher Art existieren, tragen dieses Amulett, wie die Frauen in verschütteten Pompeji es trugen“. — „Sie galt schon in der Steinzeit und gilt noch heute bei fast allen Naturvölkern als — „Scheide“ — münze im wahrsten Wortsinn: Sinnbild des weiblichen Genitals mit Kamm. Sie findet sich in paläolithischen Höhlen, im prädynastischen Ägypten, in der Eisen- und Bronzezeit, in den Gräbern Zentralasiens, wie am Kap Horn. Immer paarweise, „die heilige weibliche Zwei“, an Stirn, Armen und Beinen der Skelette befestigt<sup>39)</sup>. Anschließend an die Besprechung der bereits in den frühesten Zeiten sowohl, wie in manchen Gegenden auch heute noch gebräuchlichen Darstellungen der Vulva im Sinne von Fruchtbarkeitssymbolen und -zauber oder zu apotropäischen Zwecken schreibt Wilke: „Weit häufiger als wirkliche Abbildungen begegnen uns vikariierende Symbole, unter denen gewisse Conchylien in erster Linie stehen. Plautus nennt die Vulva dementsprechend Concha und Sophron, wie ja auch in den modernen Sprachen ähnliche Bezeichnungen wiederkehren“, und in diesem Zusammenhang bezüglich der Cypraeen: „Solche Muscheln, die bis vor kurzer Zeit auch bei uns in Deutschland als Schutzmittel sehr beliebt waren und namentlich am Pferdegeschirr Verwendung fanden, kommen, meist gleichfalls mit Anhängeloch versehen, in allen geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Perioden außerordentlich häufig vor und bilden auch schon in paläolithischer Zeit einen sehr beliebten Schmuck“ (als Beispiel abgebildet ein Exemplar von *Cypraea subanulus*, durchbohrt, Grotte von Mas d’Azil, Abb. 20)<sup>40)</sup>. Die Kaurischnecken spielen selbst im Welthandel neuerer Zeit noch eine Rolle, sie sind nicht nur als Schmuck, sondern auch ganz ausgesprochen als Geld verwendet (daher *Cypraea moneta*<sup>41)</sup>. Ihre weitreichende Verbreitung schon in alter Zeit zeigt ihr Vorkommen, meist einzeln, einmal aber auch je 50 und 50 zusammen in Gräbern und Graburnen, insbesondere in und (als Ohrschmuck) an Gesichturnen (Steinkistengräber) usw., in Suša (Karabagh, südl. des Kaukasus) im Kuban-Gebiet, im Düna-Gebiet, in Litauen, Livland, Gotland u. a. Teilen Schwedens, in Westpreußen, Pommern, Brandenburg, der Schweiz, ja auch in England; (die Cypraeen dieser prähistorischen Fundstellen hatten aber gewiß nicht die Bedeutung von *Geld*).<sup>42)</sup>

Bezüglich der Verwendungsart der vier Exemplare unserer Fundstätte bestehen viele Möglichkeiten, ohne daß Voraussetzungen zur Annahme der einen oder anderen gegeben wären. Nur die Art der Durchlochung kann evtl. in diesem Sinne gewertet

werden; die durch das Abschleifen des Rückens der Schnecken entstandene, verhältnismäßig große Öffnung gewährleistet ein flaches Aufliegen und ermöglicht zugleich ein Festhalten derselben auf einer Unterlage mittels an beiden Enden durchgezogener Fäden oder feiner Lederstreifen. In den Alpenländern z. B. finden sich heute noch Cypraeen in dieser Weise auf Ledergürteln, Riemen usw. befestigt, und es ist wenigstens dies anzunehmen, daß die Exemplare aus dem Dietersberg-Schacht in ähnlicher Weise verwendet waren; um freihängend, als Ohr- oder Halsschmuck gebraucht zu werden hätte ja die Durchbohrung eines Endes genügt.

Bei der räumlich und zeitlich so überaus weitausholenden Verbreitung der Cypraeen sind keine Anhaltspunkte zu einer streng abgegrenzten Zuteilung unserer Exemplare in eine bestimmte der für den Fundort in Betracht kommenden Perioden aus ihrem Vorhandensein an sich zu gewinnen, Aufschluß kann diesbezüglich nur die Heranziehung weiterer Vorkommen innerhalb eines entsprechenden Gebietes und in bedingter Weise die Einlagerungsart der betreffenden Stücke erbringen. Nach P. Reinecke „verwendet die dritte Hallstattstufe an kostbaren Materialien Gold, Glas, Elfenbein, endlich *Conchylien des Mittelmeeres oder Indischen Ozeans*“, . . . die letzteren (z. B. Cypraeen) „beschränken sich (aber) auf einige Fundplätze“<sup>43)</sup>. Aus der letzten Hallstattstufe dagegen sind m. W. aus Süddeutschland keine Funde von Cypraeen bekannt geworden, und auch P. Reinecke erwähnt in seiner, wenn auch gedrängten, doch grundlegenden Arbeit über diese Periode<sup>44)</sup> kein derartiges Vorkommen<sup>45)</sup>.

Der *Tonschale Nr. 75 b*, dem einzigen gefäßkeramischen Fundstück aus dem Dietersbergschacht, kommt in mehrfacher Hinsicht besondere Bedeutung zu, wenn auch dieses Gefäß in seiner Schlichtheit typologisch kaum etwas Bemerkenswertes bietet; die Gestaltung an sich ist so wenig charakteristisch, daß eine nur auf sie gestützte Zuweisung in eine der in Betracht kommenden Perioden nicht möglich ist. Schalen dieser Form reichen in Nordostbayern vom Ende der Hallstattstufe A bis in die Hügelgräber-La Tènezeit und darüber hinaus. Um nur einige Beispiele anzuführen, seien die ganz ähnlichen Gefäße von der „Bettelleite“ bei Holnstein, Ldkr. Sulzbach, Opf., Grab II, der Keramik nach Hallstatt A, der Bestattungsform nach jedoch Hallstatt B (Anfang)<sup>46)</sup>, von der Waldabteilung „Weidlach“ oder Weidach bei Kalchreuth, Ldkr. Erlangen, zum Inventar eines Hügelgrabes vom Ende der Hallstattstufe D gehörig<sup>47)</sup> und schließlich diejenigen aus einem Hügelgrab im „Heiligenholz“ bei Schönberg, Ldkr. Lauf, der gleichen Zeitstellung namhaft gemacht. (Slg. d. Naturhist. Ges. Nbg.) Die zuletzt genannte und

ähnliche Schalen bezeichnet K. Hörmann gelegentlich der typologischen Beurteilung der betr. Funde als „Dauerformen von Mitte der Hallstattzeit an und lange darüber hinaus, also zeitlich nicht prägnant“.<sup>48)</sup>

In der Art und der Farbe der Tonmasse jedoch zeigt unsere Schale bestimmte, *typologisch* zeitgebundene Eigentümlichkeiten: Die Masse ist nicht sehr fest, verwittert leicht und weist im Bruch ein besonderes Rotbraun auf, während die Innen- und Außenseite stumpf grau ist. Diese Eigenart ist in unserem Gebiet auf Gefäße der Hallstattstufe C beschränkt.

Die Einlagerungsverhältnisse der Schale — bzw. der Trümmer derselben — in der Ebene des „alten Höhlenbodens“ sprechen ja gleichfalls dafür, daß sie dem ältesten, im Dietersbergschacht vertretenen Zeitabschnitt angehört; im Hinblick auf diese Lageverhältnisse ist auch zu berücksichtigen, daß nicht gut angenommen werden kann, gerade diese eckigen Tonscherben seien, zu einem späteren Zeitpunkt in die Höhle gelangt, ausnahmslos zwischen den Knochen, Steinen usw. bis auf den betr. Horizont hinunter durchgefallen.

Im Vergleich mit anderen der untersuchten Schachthöhlen fällt in Bezug auf das Vorkommen von Gefäßkeramik beim Dietersberg-Schacht die besondere Dürftigkeit in dieser Hinsicht auf; gehört die besprochene Schale der Hallstattstufe C an — und es kann das wohl als gesichert gelten —, so fehlen aus den Perioden Hallstatt D und Früh-La Tène-Ostgruppe keramische Reste vollständig. Wenn auch solche unter den Schachthöhlen-Fundmaterialien dieser wie der anderen vertretenen Zeitstufen im allgemeinen nicht gerade durch besondere Häufigkeit hervortreten, ist ihr gänzlichliches Fehlen hier einmalig. Irgendwelche Anhaltspunkte zu einer Erklärung dieses Umstandes liegen bis jetzt nicht vor; ihn damit in Zusammenhang zu bringen, daß Keramik in der Gräberausstattung (also wohl im Bestattungsritus überhaupt) von Hallstatt D und der Früh-La Tène-Ostgruppe eine nur ganz untergeordnete Rolle spielt, geht nicht an, da ja andere Schachthöhlenfunde dieser Stufen keramische Reste aufweisen.

Günstiger liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Möglichkeiten, dem Sinn nahezukommen, der hinter dem Vorhandensein der Tonschale im Dietersberg-Schacht steht.

Auf die sehr wahrscheinlichen Beziehungen zwischen der Tonschale und den Holzkohlenresten im Eingangsbereich der SW-Spalte ist bereits in anderem Zusammenhang hingewiesen worden; ergänzend seien hier noch die vermutlich kultischen Hintergründe dieser Beziehung kurz beleuchtet.

Zwei Vorstellungen sind es, die sich hier, in innigem Zusammenhang miteinander stehend, abzeichnen: die Gleichstellung

der Sonne mit einer feuererfüllten Schale, und die Sonne als nächtliche (in weiterem Sinne winterliche) Herrscherin des Totenreiches, welche die Seelen der Verstorbenen im abendlichen Untergang über das die Welt der Lebenden von der der Toten trennende dunkle Wasser geleitet oder im Sinne eines dahinschwimmenden bzw. dahinschwimmenden Gefäßes trägt.<sup>49)</sup> Zusammenfassend kennzeichnet Hörmann das Wesen der ersten Vorstellung mit den Worten: „Kessel, Becher, Napf, Rad usw. sind die Sonne und haben in der Hand des Kundigen dieselben mystischen Kräfte, wie sie dem Urbild beigelegt werden“,<sup>50)</sup> und er zeigt weiterhin ihre geistige Grundlage in dem Weltbild auf, in dem sich der Mensch in mystischer Weise mit dem All verbunden weiß, teilhabend an den Fähigkeiten der einzelnen Verkörperungen und imstande, diese Fähigkeiten zu zauberischer Anwendung bringen zu können. Wichtig ist in Bezug auf die Gleichsetzung der Sonne mit der von Menschen (Frauen!)-Hand geformten Gefäßen, daß in der frühen Art, die Dinge zu sehen, die Sonne für nicht größer genommen wurde, *als sie dem Auge erschien*<sup>51)</sup>. In schöner, sehr anschaulicher Weise begründet Hörmann (a. a. O.) auch den Zusammenhang zwischen der Auffassung, die in der Sonne wie in den ihr an Macht und Fähigkeiten gleichgesetzten Nachgestaltungen in Form von tönernen Schüsseln, Schalen oder Tellern das Gefährt sieht, das die Seelen der Verstorbenen ins Totenreich trägt, mit dem von ihm sorgfältig erforschten Bestattungsritus der dritten Hallstattstufe, wobei diesem Glauben gemäß die Leiche, oft mit Kopf, Körper und Füßen, auf solche „Sonnenbarken“ gebettet wurde.

Die archäo-biologische Untersuchung von Scherben der Schale aus dem Dietersberg-Schacht durch Prof. Dr. Grüss-Berlin hat nun mit der Feststellung von Feuereinwirkungsspuren an den den Gefäßwandungen anhaftenden organischen Substanzen ein Ergebnis erbracht, das geeignet ist, die Annahme eines Zusammenhanges der Tonschale mit den Feuerresten vom Eingang der SW-Spalte zu stützen und darüber hinaus die Voraussetzung eines Mitspielens der Gleichstellung des feuergefüllten Gefäßes mit der Sonne in ihrer Eigenschaft als nächtliche Herrscherin des Totenreiches erscheinen zu lassen; jedenfalls ist es eine ungemein eindrucksvolle Vorstellung: der gähnende Felsschlund als Eingang zur Unterwelt, den die Seelen der Hinabgeworfenen zu durchschreiten haben, und die feuergefüllte Schale als die ins finstere Reich hinuntertauchende, die Seelen geleitende Sonne.

Diese Untersuchung hat aber noch weitere wichtige Ergebnisse gezeitigt:

Nachfolgend der Untersuchungsbericht von Prof. Dr. Grüss im Wortlaut:

„Der schwarze Belag auf Innen- und Außenseite der Tonscherben ist Stärkekohle, deren Verkohlungsgrad 100 ist; das Gefäß ist also ziemlich stark erhitzt worden. Aus diesem Grunde wurden auch keine jodbläuenden Stärkekörner gefunden, sondern nur halbverkohlte, die sich mit Jod blauschwarz färbten, und zum größten Teil solche, die ganz inkohliert waren. Von Spreuteilen befanden sich in dem Belag einige stark mazerierte Härchen aus dem Weizenbart. Die Stärkekohle war reichlich mit Gärungsorganismen aller Art untermengt: Außer den gewöhnlichen Bodenbakterien fanden sich elliptische Kleinhefen, Schizosaccharomyces, Apiculatushefe und Schimmelpilzsporen. Außer diesen machten sich in nicht geringer Anzahl die Sporen von *Ustilago carbo*, dem Weizenbrand, bemerkbar.

Nach diesem Ergebnis konnte der Belag nur ein Brotrest sein.

Der Belag wurde nun nach Symptomen von Leichenbrand untersucht: Knochensplitterchen fehlten ganz, aber dafür wurden Bruchstücke verkohlter Menschenhaare, und zwar nicht selten, aufgefunden.

Die Beläge wurden sodann auf Stickstoffreste untersucht: Mit Jodkalium-Stärkekleister und Essigsäure erschienen auch die blauvioletten Merkmale, die Nitroverbindungen anzeigen. Doch war ihre Menge nur gering im Verhältnis zu anderen, wie sie gewöhnlich an Bestattungsurnen vorkommen. Die Scherben wurden danach mehrmals mit Wasser ausgekocht; die filtrierte Lösung wurde eingengt und mit Platinchlorid versetzt, wodurch sich die oktaedrischen Krystalle von Ammoniumchloroplatinat ausbilden, aber gleichfalls wie die Nitroverbindungen nicht gerade reichlich.

Immerhin reichen diese Reste noch aus, um das Gefäß für eine Bestattungsurne halten zu dürfen.“

Das Ergebnis dieser Untersuchungen sind also außer den schon gewürdigten Spuren von Feuereinwirkung noch drei weitere Haupteinzelfeststellungen:

Den Gefäßwandungen anhaftende Brotreste,  
das Anhaften verkohlter Menschenhaare,  
Stickstoffspuren in der Scherbenmasse.

Die Brot- (oder Brei-?) Reste an den Gefäßwandungen lassen verschiedene Deutungen zu. Sie können einfach, als das Gefäß zum Behälter des Feuerbrandes gewählt wurde, als vielleicht gar nicht sichtbare Spuren vorherigen Gebrauches diesem bereits angehaftet haben; dieser Annahme steht aber die Erwägung entgegen, daß für ein feierliches Zeremoniell — denn um ein solches handelte es sich ja zweifellos beim Hinabschütten des Feuers — nicht ein Gegenstand, der in vorherigem Profangebrauch gestanden

hatte, benützt wurde (wie ja auch meist ein scharfer Unterschied zwischen Gebrauchs- und Grabkeramik besteht). Es ist daher naheliegender, die Erklärung darin zu suchen, daß im Rahmen dieses Zeremoniells auch aus Weizenmehl bereitetes Brot (oder Brei?) eine Rolle spielte.

So interessant diese weiteren Untersuchungsergebnisse an sich auch sind, gestatten sie, außer der Annahme eines Haaropfers, das offenbar mit dem ganzen Zeremoniell verbunden war, doch nicht viel mehr als den Schluß auf eine außerordentliche Kompliziertheit des letzteren, wie uns eine solche ja auch im normalen Bestattungsritual dieser Zeit deutlich entgegentritt.

Einer Anregung von Max Hundt, Kulmbach, entsprechend, wurde auch das Fassungsvermögen der Schale sorgfältig gemessen, es beträgt 1342 ccm; dieses Maß liegt jedoch etwas über dem tatsächlichen, ursprünglichen dadurch, daß das Gefäß aus Scherben zusammengesetzt ist, und die zwischen den Bruchflächen sitzenden Klebstoffschichten eine wenn auch nur geringe Vergrößerung des rekonstruierten Gefäßes bedingen. Von M. Hundt festgestellte Rauminhalte von Gefäßen aus seiner Untersuchung des Hügel 19 der Nekropole Kasendorf, „Pfarrholz“, Ldkr. Kulmbach, betragen 13,9 und 19,7 Liter. Es mag nun Zufall sein, daß das Fassungsvermögen unserer Schale zu dem dieser Grabgefäße wenigstens annähernd in einem sinnvollen Verhältnis steht: 1:15 und 1:10. Jedenfalls aber ist es sehr empfehlenswert, die Anregung Hundts zu befolgen und künftig systematisch die Rauminhalte aller Gefäße festzustellen; es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß sich so an Hand genügenden Materials Einblicke in bestimmte Maß-Systeme gewinnen lassen, denn, daß solche auch schon wirklich bestanden haben, ist wohl als sicher anzunehmen.

*Die Holzkohlenreste* stammen nach der Bestimmung durch Dr. Elise Hofmann-Wien<sup>52)</sup> von:

Rotbuche, *Fagus silvatica*,

Ulme sp., *Ulmus* sp.,

Ahorn sp., *Acer* sp.

Zunächst sei die Rolle, welche diese Baumarten im vorgeschichtlichen Vegetationsbild spielten, kurz umrissen<sup>53)</sup>. Ulme und Ahorn sind bereits in der mittleren Steinzeit in der Vegetation des Federseerieds vertreten und die Ulme bildet in der jüngeren Steinzeit ein Hauptglied, beide Ahornarten, Spitzahorn (*Acer platanoides*) und Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) Nebenglieder des Eichenmischwaldes. Wie Dr. E. Hofmann (a. a. O. S. 129 u. 131) ausführt, ist es bei den Resten von Ulme und Ahorn nicht möglich, aus der Holzanatomie die Artzugehörigkeit zu erkennen. Nach K. Bertsch (a. a. O. S. 33) kamen während der warmen Zeit des älter-nacheiszeitlichen Sonnenstrahlungs-Maximums in unseren

Breiten (neben der Bergulme, *Ulmus montana*) auch die Feldulme (*U. campestris*) und die Flatterulme (*U. effusa*) fort, während heute die Bergulme den einzigen Vetter der Ulmenfamilie nicht bloß in Nordeuropa, sondern auch in weiten Gebieten Mitteleuropas darstellt. Das Absinken der Vegetationsgrenzen auf die ungefähre heutige Lage als Folge des Warmerückganges fällt in die Zeit zwischen dem Beginn der Hallstattzeit und der La Tènezeit. Es ist also unter Berücksichtigung der Lage des Dietersberg-Schachtes auf der Jurahochfläche anzunehmen, daß es sich bei den betr. Holzkohlenresten um solche der Bergulme handelt. Ob die Reste von Ahorn dem Spitz- oder Bergahorn zuzurechnen sind, ist nicht zu entscheiden. In der Bronzezeit nimmt dann die Rotbuche die erste Stelle im Walde ein (sie erscheint im Spät-Neolithikum am Federsee), der erste Gipfel der Buchenherrschaft (Pollendiagramm der Wasserburg, Urnenfelderstufe) fällt in die Zeit um 800 v. d. Ztr., der Anstieg zum zweiten Buchengipfel erfolgt zur Römerzeit (Pollendiagramm von der Fundstelle einer röm. Ständerlampe, Federseeried). K. Bertsch (a. a. O. S. 52) nennt die Rotbuche „den wichtigsten Baum des deutschen Naturwaldes, welcher erst durch die heutige Waldwirtschaft seine beherrschende Stellung eingebüßt hat.“ Ihre höchste Entfaltung zeigt sie aber am Ende der Bronzezeit, der Zeit der Ausbildung des eigentlichen Urwaldes unter dem Einfluß des feuchter werdenden, oceanischen Klimas.

Rotbuche, Ulme und Ahorn fügen sich also durchaus natürlich in das Vegetationsbild der für die Dietersberg-Funde in Frage kommenden Zeit.<sup>54</sup>) Holzkohlenreste von der Rotbuche und vom Ahorn fanden sich auch in der Stahrenfelshöhle (Karst-Plateau Königstein, Gebiet des „Schwarzen Brand“); erstere in der spätbronzezeitlichen Schicht, mit Resten von Waldkiefer (*Pinus silvestris*), Stieleiche (*Quercus pedunculata*) und Linde (*Tilia* sp.), letztere in der späthallstädtischen Schicht, in welcher die Rotbuche und die Waldkiefer ebenfalls vertreten waren.

Bei den betr. Ablagerungen der Stahrenfelshöhle handelte es sich um die Niederschläge längerer Zeitspannen mit wiederholten Aufhalten des Menschen; es ist daher verständlich, daß so die verschiedenen erreichbaren Hölzer zur Feuerbereitung Verwendung fanden. Merkwürdig bleibt aber, daß man für den einmaligen Feuerbrand des Dietersberg-Schachtes Holz von drei verschiedenen Baumarten verwendete. Verf. hat schon gelegentlich der Publikation der Funde aus dem Büttnerloch bei Thuisbrunn, Ofr.<sup>55</sup>) auf die „merkwürdige Zusammenstellung der zu den beiden aufgedeckten Feuern verwendeten Holzarten“ hingewiesen. Es handelte sich dort um die Reste von Stieleiche, Ulme, Linde und Waldkiefer innerhalb von zwei kleinen, einmaligen Feuer-

bränden<sup>56</sup>). Es gibt natürlich Möglichkeiten, das Verschiedenerlei der zu den Feuerbränden — Dietersberg-Schacht wie Büttnerloch — verwendeten Holzarten auf einfachste Weise, etwa als in reinen Zufälligkeiten begründet, zu erklären. Immerhin bleibt aber auch die Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit bestehen, daß ein tieferer Sinn zugrunde lag; die Verbundenheit des Vorzeitmenschen mit den Dingen seiner Umwelt war eine gänzlich andersgeartete als diejenige, die wir zu verstehen geeignet oder fähig sind, weil sie unserer Wesensart näherliegt, und es ist sehr gut denkbar, daß aufmerksame Beobachtungen der Vorzeithinterlassenschaften in der Zukunft das zur Gewißheit erheben, dessen Möglichkeit hier wenigstens offengelassen ist: daß uraltes Brauchtum aus tiefer Naturverbundenheit heraus für jeden besonderen Zweck nicht den Alltagsbedürfnissen dienenden Feuers die Verwendung ganz bestimmter Holzarten vorschrieb.

## Auswertung.

### Zeitstellung und ethnische Zusammenhänge.

In der Hauptsache verteilt sich das materielle Kulturgut aus dem Dietersberg-Schacht, typologisch gewertet, völlig gesichert über die Endphase der Hallstattzeit (HD) und die früheste La Tènezeit (Früh-La Tène-Ostgruppe W. Kerstens<sup>57</sup>)<sup>58</sup>); verhältnismäßig gering sind dagegen die Anhaltspunkte für die Voraussetzung eines Anteils der Hallstattstufe C: Die Eigenart in Farbe und Beschaffenheit der Tonmasse der Schale, ferner nicht mehr als eine gewisse Wahrscheinlichkeit im zur Sprache stehenden Sinne bezüglich der Bronze-Armspangen Nr. 60 und Nr. 68, und schließlich, die Kaurischnecken betreffend, der Umstand, daß der Gebrauch solcher innerhalb des süddeutschen Gebietes der Hallstattkultur bisher wohl für den vorletzten Abschnitt derselben, nicht aber für deren Endphase belegt ist. Als wesentliche Stütze dieser dürftigen typologischen Anhaltspunkte für H C kommen aber die basalen Lagerungsverhältnisse der betreffenden Objekte in der Ebene des „alten Höhlenbodens“ hinzu. Allerdings wäre in Anbetracht der Entfernung vom Fuße des Schuttkegelkernes, in der sich die beiden Bronze-Armspangen und die Kaurischnecken fanden, ein Vorhandensein gleichaltriger Fundstücke auch im betreffenden Zwischenraum fast zwangsläufige Voraussetzung; unter Berücksichtigung der Untergrundverhältnisse im Eingangsbereich der SW-Spalte, welche die dortige starke Abwärtsbiegung der unteren Fundgrenze bedingten, (dergestalt, daß ein typisches

La Tène-A-Objekt, wie die Augenperle Nr. 219 nahezu zwei Meter unter das übrige Niveau des „alten Höhlenbodens“ geraten konnte), ist jedoch gut denkbar, daß hier ältere, der Stufe Hallstatt C angehörende Objekte in Tiefen zu liegen gekommen sind, deren Erschließung ganz anderer Hilfsmittel bedürfte, als sie der seinerzeitigen Untersuchung unserer Fundstätte zu Gebote standen.

Auch ein Vergleich der Lagerungsverhältnisse der menschlichen Körperreste — die ihrer Natur nach weniger dazu neigten zwischen dem im Spalteneingangsbereich den Untergrund bildenden Blockwerk abwärts zu wandern — mit denen des materiellen Kulturgutes spricht dafür, daß ein Teil der ersteren schon in einer Zeit, die vor der Einlagerung der Hallstatt-D-Fundstücke (einschließlich des betreffenden Skelettmaterials) im Vordergrund der Spalte eine kleinere, bergwärts schräg abfallende ältere, Halde gebildet haben; als zeitlich mit einer solchen gleichstehend ist das „Gesichtsskelett mit Teilen des Stirnbeins, erwachsen, Nr. 170“ zu betrachten, das hier ca. 1.5m unterhalb der Ebene des „alten Höhlenbodens“ lag.

Die Anhaltspunkte für eine Annahme, daß die Vorgänge, auf die das Vorhandensein der Gesamtfundmasse im Dietersberg-Schacht zurückzuführen ist, bereits in die Hallstattstufe C zurückreichen, sind also zusammengenommen trotz ihrer verhältnismäßigen Geringheit nicht nur zu positiv, als daß sie einfach negiert werden könnten, sie müssen vielmehr als hinreichend gewertet werden, eine solche Annahme berechtigt erscheinen zu lassen, wenn auch nur für einen entsprechenden Anteil der Endphase dieser Stufe.

Schließlich zwingen ja geradezu, wie oben bereits dargelegt, die räumlichen Verhältnisse der SW-Spalte unter Berücksichtigung der Anzahl der Leichen an sich schon zur Voraussetzung einer entsprechend *langen Zeitdauer* für das Zustandekommen des angetroffenen Einlagerungsbildes ihrer Reste, sodaß auch hierin eine, wenn auch indirekte Stütze für die Voraussetzung eines Anteils auch der Hallstattstufe C gegeben ist.

*Zeitlich fest umrissen steht also in der Mitte der für die Dietersberg-Schacht-Funde in Betracht kommenden Gesamtzeitspanne die letzte Hallstatt-Stufe (H D) mit einer Dauer von rund zwei Jahrhunderten, von etwa 700—500 v. Chr. bzw. von der ersten Hälfte des 7. bis zur ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts<sup>59)</sup>. Nach unten schließt sich die vorhergehende Periode Hallstatt C. nach oben die Zeit der Früh-La Tène-Ostgruppe mit nicht näher zu ermittelnden zeitlichen Anteilen an.*

Mit dieser Feststellung eröffnen sich aber Möglichkeiten, die über eine chronologische Wertung unserer Funde weit hinaus-

reichen: ist sowohl geeignet, zur Vertiefung unserer Kenntnisse der heimischen siedlungsgeschichtlichen Verhältnisse jener Zeiten wesentlich beizutragen, auf anderen Wegen erschlossene diesbezügliche Einsichten von einer völlig neuen Seite her auf ihre Richtigkeit prüfen zu lassen, bzw. diese zu bestätigen, als auch Fragestellungen bisher unbekannter Art aufscheinen zu lassen.

Ein Brauch von unzweifelhaft großer kultursicher Bedeutung im Leben der damaligen Menschen — diese Begriffsformulierung für die Vorgänge, auf die das Vorhandensein der Vorzeithinterlassenschaften im Dietersberg-Schacht und den anderen gleichgearteten Fundstätten zurückzuführen ist, möge vorerst genügen — zieht sich im vorliegenden Falle in kaum wandelnder Art über eine Zeitspanne hin, die drei Kulturperioden berührt, diese so untereinander in besonderer und neuartiger Weise verbindend.

Ein wenn auch nur skizzenhafter Überblick über die bestehenden Einsichten bzw. in manchen Punkten sich noch nicht völlig deckenden Anschauungen hinsichtlich des Verhältnisses, in dem diese drei Perioden in unserem Gebiet zu einander stehen, sei den weiteren Betrachtungen vorausgeschickt.

Bezüglich des Überganges der vorletzten Hallstattstufe (H C) in die letzte (H D), wie er sich in unserem Gebiet darstellt, kommt W. Kersten (a. a. O.) zum gleichen Ergebnis wie K. Hörmann<sup>60)</sup>, zur Annahme einer kontinuierlichen Besiedlung durch die gleiche Bevölkerung. Aufgrund seiner eingehenden Untersuchungen bezeichnet W. Kersten diese als „mit größter Wahrscheinlichkeit“ dem Volke der Veneto-Illyrer zugehörend, während K. Hörmann entweder nur allgemein von „Illyrern“ oder „Illyrer-Rätern“ spricht.<sup>61)</sup>

In der Frage der Volkszugehörigkeit der Träger der Hallstatt-D-Kultur nahm Hörmann, vor allem gestützt auf die Beobachtung einer grundlegenden Wandlung des Bestattungsritus — er wird „gegenüber dem starren, gewaltigen Ceremoniell der orthodoxen Hallstattzeit . . . formlos, zügellos, roh“<sup>62)</sup> — ein Eindringen von Kelten in unser Gebiet schon während dieser Periode und in der Folge die völlige Verdrängung des illyrischen Elementes gegen Ende der Hallstattzeit an,<sup>63)</sup> W. Kersten dagegen kommt zu dem Ergebnis einer erwiesenen Besiedlungs-Kontinuität der veneto-illyrischen Bevölkerung von der mittleren Hallstattzeit (H C) an bis zum Zeitpunkt des Endes der Mittel-La Tène-Stufe (LTC) der sicher keltischen Westgruppe der La Tène-Kultur, in der allein sich die von Tischler und Reinecke erkannte Entwicklung vollzog<sup>64)</sup>. „Also ist auch die Früh-La Tène-Ostgruppe veneto-illyrisch“<sup>65)</sup>. Nach Kersten lassen sich im Verlaufe der um 400 einsetzenden großen keltischen Expansion rings um das illyrische Gebiet der Ostgruppe keltische Siedler nieder und „beide Völker

leben bis zum Ende der Mittel-La Tène-Zeit nebeneinander. Erst dann, mit Beginn der Spät-La Tènezeit besetzen die Kelten das illyrische Gebiet der Ostgruppe. Die Keltisierung geschah vollkommen<sup>66</sup>). Diese späte Besetzung unseres Gebietes durch die Kelten ist nach W. Kersten vor allem darin begründet, daß diese als ausgesprochene Ackerbauer fruchtbare Landstriche bevorzugten und der Boden Nordostbayerns (und Südwestböhmens), der in der Hauptsache nur Viehwirtschaft gestattete oder doch diese vor allem stark begünstigte, für sie zunächst wenig begehrenswert war. Auch nach F. Birkner „hängt die Hügelgräber-La Tènekultur aufs engste mit dem Hallstattkreis zusammen und da für die Einwanderung einer neuen Bevölkerung Anhaltspunkte fehlen, scheint sie sich aus diesem im Gebiet von Oberpfalz-Oberfranken-Thüringen heraus entwickelt zu haben.“

Von außerordentlicher Wichtigkeit für eine Vertiefung unserer Einsichten in die vorgeschichtlichen Besiedlungsverhältnisse des heimatlichen Gebietes ist aber die von Kersten im Zuge der Klarstellung der Beziehung der La Tène-West- zur Ostgruppe als ein Hauptergebnis herausgearbeitete Deutung des Umstandes, daß die La Ténestufen B und C im Gebiet der Ostgruppe so gut wie gar keine Spuren hinterlassen haben. „Im Gegensatz zur Westgruppe, die eine schnelle und kräftige Entwicklung zeigt, ist die Früh-La Tène-Ostgruppe weder imstande, sich aus eigener Kraft weiter zu entwickeln, noch fremde Einflüsse aufzunehmen und lebt in den alten Formen weiter, während sich außerhalb ihres Gebietes die zweite Stufe der La Tène-Kultur (LTB) ausbreitet. Dieses Weiterbestehen der Früh-La Tène-Ostgruppe sogar bis ans Ende der Mittel-La Tène-Zeit (LTC) bleibt wahrscheinlich, kann aber ohne Siedlungsgrabungen nicht bewiesen werden“<sup>67</sup>). W. Kersten faßt seine Deutung in folgende anschauliche Formel zusammen: „Früh-La Tène-Ostgruppe = LTA („Fürstengräber“-Viollier Ia) + LTB +?“<sup>68</sup>). Schon K. Hörmann hat sich mit der Frage des Abreißens der menschlichen Anwesenheitsspuren um das Ende von LTA (Früh-La Tène Ostgruppe) intensiv beschäftigt, u. a. auch in seiner Arbeit „Die Hallstattzeit und die beginnende La Tènezeit in der Umgebung von Nürnberg“ im XXI. Bd. d. Abh. d. Naturhist. Ges. Nbg., wo er dieses „Abreißen“ oder „Sichverlieren“ auf S. 11 auch graphisch zur Darstellung gebracht hat, allerdings nur mit Berücksichtigung der Bestattungen im Rahmen der Würdigung des sich wandelnden Ritus derselben, weshalb der Raum für die Spät-La Tène-Zeit (LTD) ganz leer gelassen ist.

Mit den *Schachthöhlenfunden* kommt nun zu den der Forschung zur Klärung der Fragen nach dem kultur- und siedlungsgeschichtlichen Geschehensablauf jener Zeiten bislang zur Verfügung stehenden Kriterien eine *neues*. Es wäre aber verfrüht, jetzt

schon an die bisher vorliegenden archäologischen Ergebnisse der Schachthöhlenforschungen weitausholende Schlußfolgerungen siedlungskundlicher Art zu knüpfen, im folgenden sollen deshalb nur *einige sich heute schon deutlich* in dieser Hinsicht *abzeichnende Zusammenhänge* kurz gestreift werden.

Eine „Kontinuität“ ist, wie bereits oben betont, in den Dietersberg-Schacht-Funden selbst gegeben; sie deckt sich mit der von W. Kersten und F. Birkner vertretenen Fortdauer der Besiedlung unseres Gebietes während der betreffenden Zeitspanne durch das gleiche Volk. Diese Kontinuität weist aber außerdem über die hier vertretenen drei Perioden sowohl nach rückwärts wie auch nach vorwärts mit Funden des gleichen Charakters aus der vorletzten und letzten Bronzezeit-Stufe wie auch aus der La Tène-D-Stufe weit hinaus. Aber auch das (wenn zunächst auch noch lückenhafte) Durchreichen der Schachthöhlenvorkommen nach rückwärts deckt sich mit den bestehenden Anschauungen über Ursprung und Entwicklung der nordbayerisch-böhmischen Gruppe der Hallstatt-Kultur, wie sie auch F. Birkner vertritt: Der aus der Verschmelzung der bronzezeitlichen Hügelgräber- und Urnenfelder-Kultur entstandene Formenkreis des vorerwähnten Gebietes erhielt sich nicht nur auch während der Hallstattzeit als selbständige Gruppe, der Unterschied gegenüber den umgrenzenden Hallstattgruppen vertiefte sich eher noch.<sup>69)</sup>

Sehr bemerkenswert, weil sicher mit siedlungsgeschichtlichen Ereignissen zusammenhängend, ist das scharfe Abbrechen der Fundreihen mit dem Ende der Früh-La Tène-Ostgruppe im Dietersberg-Schacht und anderen der bisher untersuchten Schachthöhlen.<sup>70)</sup> Eine Ausnahme bildet hierin nur die Esperhöhle bei Leutzdorf; aber auch dort zeigt der Ausgrabungsbefund in klarster Weise einen ganz unvermittelten, Übergangslosen Wandel zu einem Zeitpunkt auf, der zumindest sehr wahrscheinlich dem des Abbrechens der Fundreihe im Dietersbergschacht und in den betreffenden anderen Schachthöhlen entspricht. Dieser Wandel ließ sich vor allem im „Klingloch“ der Esperhöhle durch die dortige gute Ausprägung der Schichten beobachten: die Ablagerung mit den Relikten der Früh-La Tène-Ostgruppe — Massen menschlicher und tierischer Skelettreste, Tongefäßtrümmer usw. — schloß nach oben mit unregelmäßig in Klumpen und in dünnflächiger Ausbreitung verteilten verkohlten organischen Substanzen ab (deren archäobiologische Untersuchung noch aussteht, vermutlich aber bemerkenswerte Ergebnisse zeitigen wird, da z. B. die eigenartig schwammig-lockeren Klumpen stark den Eindruck verkohlter Gewebe machen). Die diesem Horizont auflagernde Schicht nun enthielt keinen einzigen menschlichen Körpervest, aber auch keine Gefäßscherben mehr, noch sonstige Reste menschlichen

Kulturgutes, umso häufiger dagegen waren in ihr die Skelettreste von Pferd und Hund vertreten. Das völlige Fehlen von Artefakten in den Schichten oberhalb des trennenden Horizontes mit den Brandspuren ist in mehrfacher Hinsicht zu bedauern; es fehlen hierdurch nicht nur alle Anhaltspunkte zu Rückschlüssen auf die Dauer des Hinabwerfens der Tierleichen, sondern auch zu einem typologischen Nachweis der hier unzweifelhaft vertretenen, weil durch die Unmittelbarkeit der Schichtenabfolge *stratigraphisch belegten* Mittel-La Tène-Zeit (nicht -Kultur). Andererseits ist aber in dem gleichzeitigen Aufhören des Vorkommens von Tongefäßtrümmern mit dem der menschlichen Skelettreste ein interessanter Fingerzeig auf sicher vorhandene, bestimmte Zusammenhänge dieses Umstandes mit der Rolle der Gefäßkeramik im Rahmen des Schachthöhlen-Kultes, im weiteren Sinne im Totenkult überhaupt, gegeben.<sup>71)</sup>

Der Umstand, daß bisher nur in dem einzigen Falle der Esperhöhle ein Nachleben — und zwar in veränderter Form — des Schachthöhlen-Kultes während der Mittel-La Tène-Zeit in Erscheinung getreten ist, kann auf Zufall beruhen; eher aber ist anzunehmen, daß die geschichtlichen Ereignisse mit einer durch sie verursachten starken Verminderung der Siedlungsdichte den veranlassenden Hintergrund bilden.

Wichtige Aufschlüsse bezüglich der ehemaligen Besiedlungsverhältnisse unseres Gebietes dürften von der eingehenden Untersuchung einer Höhle zu erwarten sein, die eine Vereinigung von Schacht- und Horizontalhöhle darstellt und in der durch die bisherigen, wenn auch an sich ganz unzulänglichen Grabungen Hinterlassenschaften der Früh-La Tène-Ostgruppe sowohl — im horizontalen, durch eine seitliche Spaltenöffnung zugänglichen Teil — als auch solche der Spät-La Tène-Zeit, wieder wirr durcheinanderliegend Massen menschlicher Skelettreste, sowie Tongefäßtrümmer, — am Grunde des Schachtes, der den zweiten Eingang bildet — festgestellt werden konnten. Charakterisiert sind beide Gruppen vor allem durch z. T. besonders typische gefäßkeramische Reste, wobei unter denjenigen der Früh-La Tène-Ostgruppe auch Bucchero-Drehscheibenware in klassisch-schönen Beispielen vertreten ist. Außer dem Nebeneinander von Funden der ersten und der letzten Phase der La Tène-Zeit innerhalb der gleichen Höhle ist hier der Nachweis des bis jetzt einzigen Beispiels unverkennbarer Reste des Schachthöhlen-Kultes aus der letztgenannten Periode in unserem Gebiet von Wichtigkeit.

Die Dürftigkeit des Nachweises für die Mittel- und Spät-La Tène-Zeit in bis jetzt nur je einem Vorkommen läßt es nicht geraten erscheinen, sie zur Grundlage von Schlussfolgerungen hinsichtlich der Frage zu machen, ob es sich bei dem jüngeren derselben — LTD — um das Endglied einer fortlaufenden Reihe

handelt, wobei das so auffallend andersgeartete Vorkommen aus der Esperhöhle das verbindende Zwischenglied darzustellen hätte, oder aber ob hier die Neueinführung jenes Kultes durch ein erst um diese Zeit in unser Gebiet eingezogenes neues Volkselement — die Kelten — vorliegt.

Eine Übersicht der bisher aus den Untersuchungen in Schachthöhlen des Frankenjura resultierenden Anhaltspunkte zu siedlungskundlichen Rückschlüssen zeigt: den mutmaßlichen Beginn des Schachthöhlen-Kultes in der mittleren süddeutschen Hügelgräber-Bronzezeit (B 3), ein wahrscheinliches Weiterbestehen desselben durch entsprechende Funde der Spät-Bronze- bzw. Früh-Hallstattzeit, der Hallstattstufen C und D sowie aus dem Zeitabschnitt der Früh-La Tène-Ostgruppe; sie zeigt ferner ein völliges Abbrechen, ein Erlöschen dieses Kultes zu einem noch nicht genau festzulegenden, *sehr wahrscheinlich* aber dem Ende der vorgenannten Periode entsprechenden Zeitpunkt, gesichert durch die übereinstimmenden Befunde in mehreren der untersuchten Schachthöhlen, ein Nachleben desselben in ganz neuer Form während der Mittel-La Tène-Zeit über eine noch nicht feststellbare Zeitdauer, bisher belegt in nur einem Beispiel, und ebenso in nur einem Falle den Nachweis des betreffenden Kultes auch für die Endphase der La Tène-Periode (LTD).

Das Gegeneinanderhalten der zeitlichen Verhältnisse der verschiedenen Schachthöhlenfunde und der geltenden Anschauungen über den seinerzeitigen siedlungsgeschichtlichen Geschehensablauf in unserem Gebiet ließ, ihre Richtigkeit mehrfach bestätigend, weitgehende Übereinstimmungen erkennen, während manche der diesbezüglichen Fragen unbeantwortet bleiben müssen.

Umfassende weitere Forschungsarbeiten in unseren Schachthöhlen werden die bis nun erfolgte Feststellung von 11 Fundstätten der hier behandelten Art in ihrer Anzahl zweifellos bedeutend erhöhen und mit einer solchen Vermehrung der beobachteten Vorkommen ist ebenso zweifellos auch eine entsprechende Ausweitung der Möglichkeiten zur Klärung noch offener Fragen verbunden. Wenn auch die ausgehende Hallstatt- und die beginnende La Tène-Zeit in den sicher zu erwartenden archäologischen Materialien stark vorwiegen wird — was nach dem sich jetzt schon abzeichnen den zahlenmäßigen Verhältnis der in den einzelnen Vorkommen vertretenen Zeitabschnitte zueinander auch für die zukünftigen Forschungsergebnisse als ziemlich gesichert vorausgesetzt werden kann — darf doch auch für die sich nach oben wie nach unten anschließenden Zeitabschnitte, sowie durch die Ausfüllung noch vorhandener Lücken eine solche Ausweitung erwartet werden. Diese Erwartung bezieht sich besonders auf die Mittel- und Spät-La Tène-Zeit, denn die weiteren Schachthöhlen-Untersuchungen dürften gerade für diese Perioden wertvolle Aufschlüsse erbringen,

Aufschlüsse, die vielleicht sogar geeignet sind, ausschlaggebend zur Beantwortung von noch ungelösten, für uns wichtigen Problemen beizutragen, die sich hinsichtlich der Besiedlungsverhältnisse des heimatlichen Gebietes in jenen Zeiten aufklärungsheischend abzeichnen. Jedenfalls kommt der Schachthöhlen-Forschung neben ihrer kult- bzw. religionsgeschichtlichen Bedeutung auch in siedlungskundlicher Hinsicht eine äußerst wichtige Rolle zu, sie tritt in dieser Beziehung ergänzend und unterstützend an die Seite der bei uns bis jetzt leider noch stark vernachlässigten Siedlungsforschung.

Neben dem archäologischen Material bieten die Schachthöhlen-Funde aber auch in den *Ergebnissen der anthropologisch-rassenkundlichen Forschung* wertvolle Anhaltspunkte zu Schlußfolgerungen in Bezug auf die heimatlichen Besiedlungsverhältnisse jener Zeiten.

Die Untersuchung und Beurteilung des Schädelmaterials vom Dietersberg-Schacht (durch Stöcker und Pratz) hat als Gesamtergebnis gebracht, daß die Schädel zwar deutliche Gruppenunterschiede (eine mit zwei Typen vertretene *mittellange* Flachs Schädelgruppe und die *mittellangen bis kurzköpfigen* Hochschädel) als Folge einer Rassenmischung aufweisen, andererseits aber ein einheitlicher Charakterzug unter den Schädeln unverkennbar ist: Es sind mittellange, nicht besonders hohe Schädel mit abgerundetem Hinterhaupt, breitem, ziemlich niedrigen Gesicht und einer vorherrschenden gewissen Derbheit in der Ausprägung.<sup>72)</sup> Die Vergleiche mit anderem Schädelmaterial aus dem Gebiet des Fränkischen Jura haben gezeigt, daß von der Bronzezeit bis einschließlich La Tène-Zeit in diesem Gebiet keine wesentlichen Verschiebungen im Charakter der Rassentypen eingetreten sind. (Hinsichtlich der Bronzezeit ist das zur Verfügung stehende Material bis jetzt allerdings noch sehr dürftig.)

So wird auch von der rein anthropologischen Seite her die Annahme einer Kontinuität der alten Hallstattbevölkerung bis in die Hügelgräber-La Tène-Zeit (LTA) bestätigt. Wichtig ist ferner, daß unter dem Schädelmaterial ausgesprochene Langschädel fehlen.<sup>73)</sup> Dies spricht dafür, daß die *Einwanderung der eigentlichen Kelten noch nicht erfolgt war*. Denn diese gehören nach den Berichten der alten Schriftsteller und den Ergebnissen der Rassenforschung unzweifelhaft zur nordischen Rasse<sup>74)</sup>, sind groß, schlank, blond, helläugig und *langköpfig*, wie die Germanen. Der scheinbare Widerspruch hierzu, der darin besteht, daß sich in den von den Kelten eroberten Gebieten und z. T. auch in ihrem Heimatgebiet selbst unter den gleichzeitigen Bestattungen auch andere Rassentypen feststellen lassen, wird in einleuchtender Weise damit erklärt, daß es sich bei letzteren um Angehörige älterer, von den Kelten unterworfenen Bevölkerung handelt, mit der sich die Kelten in der Folge vermischten, wodurch dann mehr oder minder

schnell ihre Entnordung herbeigeführt wurde. In diesem Zusammenhang sei auch auf ein Untersuchungsergebnis aus Böhmen hingewiesen, das Reche (a. a. O., S. 85) anführt und das auch im Hinblick auf unsere Verhältnisse aufschlußreich ist:

Aus der La Tènezeit Böhmens, der eigentlichen keltischen Zeit nach der Einwanderung der Bojer<sup>75)</sup> finden sich unter den 15 von Schliz untersuchten Schädeln sechs reine Kurzköpfe mit starkem „dinarischen Einschlag“; ihnen stehen fünf ausgesprochene Langköpfe gegenüber, in denen wir mit Sicherheit Angehörige der keltischen Eroberer- und Herrensicht vor uns haben. Hier hebt sich also das keltische Element sehr deutlich ab.

Wir dürfen also auf Grund der bisher durch die anthropologische Forschung gegebenen Tatsachen annehmen, daß sowohl in der Mittel- und Späthallstattzeit, als auch in der Zeit der Früh-La Tène-Ostgruppe eigentliche Kelten (die zu der hier in Betracht kommenden Zeit des Beginns ihrer gewaltigen Expansion rassistisch noch verhältnismäßig unvermischt und dementsprechend sehr einheitlich geschildert werden) in unserem Gebiet noch fehlen. Dies stimmt wiederum überein mit der durch Kersten erfolgten Herausarbeitung des *nichtkeltischen Charakters der LTA-Ostgruppe* (und natürlich auch der vorhergegangenen Hallstattperioden).

Schwieriger dürfte es sein, die Zugehörigkeit der Dietersbergleute zum illyrischen Volkstum, bzw. zu dem besonders in Frage kommenden veneto-illyrischen Stamm auf Grund der anthropologischen Untersuchungsergebnisse bestimmen zu wollen, da das bisher vorliegende Material eine klare Entscheidung noch nicht gestatten dürfte. Wir müssen jedoch annehmen, daß sich reine Vertreter der alten, ebenfalls aus der „Nordischen Rasse“ hervorgegangenen Illyrer (vor dem starken Entnordungsprozeß, den sie im Laufe ihrer Ausbreitung durchmachten) ebenfalls nicht unter der Hallstattbevölkerung Nordostbayerns befinden. Es handelt sich bei dieser um eine Rassenmischung, an deren Bildung im wesentlichen die nordeuropide Langschädelgruppe, besonders deren vielfach als „Fälische Rasse“ bezeichnete Spielart, sowie die ja ebenfalls schon seit der Mittelsteinzeit in Süddeutschland nachgewiesene „ostische“ Kurzkopfrasse und noch andere Elemente beteiligt waren.

Die oben erwähnte allgemeine *Einheitlichkeit des Gesamthabitus* der aus verschiedenen Komponenten entstandenen heimischen Hallstattbevölkerung läßt sich in dem Sinne werten, daß dieser *Verschmelzungsprozeß* der beiden erkennbaren Gruppen sich über einen längeren Zeitraum erstreckt haben muß und sein Beginn mindestens in die frühe Hallstattzeit zu setzen ist, die Ausbildung dieser Gruppen selbst aber z. T. natürlich viel weiter zurückreicht. Aus dem Fehlen dolichocephaler Individuen dürfen wir ferner schließen, daß das „nordische“ Element der Schnurkera-

miker, denen ja ein mitbestimmender Anteil an der Ausbildung der Kultur der Bronzezeit, besonders der „urkeltischen“ Hügelgräberbronzezeit, zugerechnet werden muß, sowie das im wesentlichen wohl ebenfalls nordische Element der („illyrischen“) Urnenfelderleute, das wiederum am Beginn der Entwicklung der Hallstattkultur steht, in der mittleren Hallstattzeit von der überlagerten Bevölkerungsschicht mit „ostischem“ Einschlag stark assimiliert bzw. aufgesogen ist. In der von Stöcker am Dietersbergmaterial errechneten durchschnittlichen Größe von 167.7 cm dürfte sich aber doch der Anteil der hochwüchsigen Langschädelgruppe zu erkennen geben. Für eine Einwanderung lang- und schmal-schädlicher Illyrer während der Hallstattzeit ergibt sich aus dem bisherigen anthropologischen Material kein Anhaltspunkt.

Zum Abschluß dieser Betrachtungen sei noch kurz auf die Frage eingegangen, ob nicht vielleicht von Seite der Sprachforschung her das Volkstum unserer nordostbayerischen Hallstattleute näher erschlossen werden kann. In positivem Sinne ist diese Frage neuerdings von J. Pokorny<sup>76)</sup> beantwortet worden. Während F. Birkner (s. Anmerkung 62), offenbar gestützt auf Reineckes bekannte Zusammenstellung<sup>77)</sup> aus dem „Fehlen“ der Reste illyrischer Orts-, Berg- und Flußnamen schließt, daß es nicht möglich ist, die Träger der wohl illyrischen Hallstattkultur in unserem Gebiet als Illyrer zu bezeichnen, schreibt Pokorny: „Was Bayern anbelangt, so setzt sich in Oberbayern noch das Illyrertum der österreichischen Alpenländer fort, aber auch Nordostbayern bildet mit Südwestböhmen in der jüngeren Hallstattzeit archäologisch eine untrennbare Einheit und muß also ebenfalls dem illyrischen Gebiete zugerechnet werden und zwar, da hier kein wesentlicher Schnitt zwischen jüngerer und älterer Hallstattzeit besteht, schon von Beginn der Eisenzeit an.“ Und in Bezug auf die Sprachzeugnisse wenige Zeilen tiefer: „... aber die illyrischen Spuren gehen auch über das Alpenvorland und Nordostbayern hinaus.“ Er deutet nun eine Reihe von Fluß- und Ortsnamen, die von Reinecke als keltisch oder vermutlich keltisch bezeichnet worden sind, als illyrisch, so die FN. Aisch (Nfl. d. Regnitz), Streu (Nfl. d. Fränk. Saale), Sulz (Nfl. d. Altmühl), Pegnitz und Main (= Moinos, wobei er eine Vermittlerrolle des Illyrischen annimmt), ferner die Ortsnamen Brodentia (im nördl. Bayern), Seiopa (in Unterfranken, vermutl. b. Miltenberg) und Setouakoton (im nördöstl. Bayern). Sollte diese Deutung Pokornys (für deren Beurteilung Verf. keineswegs kompetent ist) zutreffen, so wären wir in der Beantwortung unserer Frage einen wesentlichen Schritt weiter gekommen. Wenn wir uns auch bewußt sein müssen, daß sprachliche und rassische Zugehörigkeit häufig nicht übereinstimmen, so würde das Vorhandensein illyrischer Orts- und Flußnamen in unserem Gebiet mit Sicherheit auch auf einen illyrischen Bevölkerungsanteil bzw. eine derartige

Oberschicht (mehr dürfen wir ja wohl auch gar nicht erwarten) in unserer Hallstattbevölkerung hinweisen, wobei wir auch auf Grund des anthropologischen Ergebnisses annehmen müssen, daß dieser illyrische Einstrom mindestens schon zur Frühhallstattzeit erfolgt sein mußte. Dies würde wieder übereinstimmen mit dem von verschiedenen Seiten vertretenen „Ur-Illyertum“ der Urnenfelderleute, für das besonders auch Pokorny eintritt (der zu den Ur-Illyern auch schon die Träger der Aunjetitzer Kultur rechnet) und auf das nach ihm die in seinem angezogenen Werk herausgestellte große Verbreitung illyrischen Sprachgutes zurückzuführen sei. Wenn man Pokornys (a. a. O. S. 68) Zusammenschau der Beziehungen zwischen Aunjetitzer Kultur, protokeltischer Hügelgräberkultur und Urnenfelderkultur im großen und ganzen sich zu eigen macht, so erhält man eine plausible Erklärung dafür, daß bei uns im Gegensatz zum Westen der Übergang von HC zu HD sich ohne Trennung vollzieht. Er schreibt: „... Dazu kommt, daß in Südwestdeutschland das von den Illyern überlagerte urkeltische Element immer stärker durchschlägt, was sich schon dadurch fühlbar macht, daß hier ein wesentlicher Schnitt zwischen den Kulturen Hallstatt C und D besteht, der im Osten nicht vorhanden ist.“ *Demnach wäre also in unserem Gebiet der Einfluß des illyrischen Bevölkerungsanteils dominierend geblieben.*

Was den von Stöcker und Pratzje vorgenommenen Vergleich der Ergebnisse der Untersuchung der Dietersberg-Schädel mit der jetzigen Bevölkerung des Fränkischen Jura betrifft, ist er für uns ohne positive Bedeutung; er zeigt lediglich, daß sich die rassischen Verhältnisse grundlegend geändert haben. Trotzdem scheint m. E. — und das ist der Grund, weshalb ich hier diese Frage kurz behandeln möchte — auf dem Wege eines solchen Vergleiches auch in unserem Gebiet die Möglichkeit gegeben, evtl. Reste der vorgeschichtlichen Bevölkerung auf Grund ihrer rassischen Besonderheit festzustellen. Der Weg, der dabei begangen werden mußte, ist jedoch der einer Auslese. Ich denke hierbei nämlich an die Träger der im Gebiet der Fränkischen Alb besonders konservativen „Hirtenkultur“, die nach K. Hörmanns grundlegender Monographie<sup>78)</sup> offenbar in vorgeschichtliche Zeit zurückreicht und nicht dem keltischen Kulturkreis zugehört. Man mußte zu diesem Zwecke in enger Zusammenarbeit mit Familien- und Sippenforschung die Angehörigen solcher alten Hirtenfamilien, von denen feststeht, daß sie das Hirtenamt seit Jahrhunderten innehaben, auf ihre rassischen Besonderheiten untersuchen und dann prüfen, ob sie sich erstens als Sondergruppe aus der übrigen Bevölkerung herausheben und zweitens, wie sie sich zu der nun ja durch anthropologisches Material reichlich vertretenen Bevölkerung der Hallstattzeit, von der wir ja wohl mit Recht annehmen, daß bei ihr Viehzucht und Hirtenwesen sehr stark ausgebildet waren, verhalten.

Der Gedanke, daß in unseren heutigen Hirtenfamilien auch rassisch nachweisbar eine vorgeschichtliche Restbevölkerung fortlebt, hat sich bei mir durch die Erfahrung gebildet, daß zahlreiche Hirten bzw. Abkömmlinge von Hirtenfamilien, mit denen ich auf Wanderungen und Forschungsfahrten bekannt wurde, bei mir den Eindruck eines ziemlich einheitlichen Rassetyps hinterließen, der sich deutlich von der übrigen Bevölkerung abhebt. Es wäre jedenfalls zu begrüßen, wenn von fachmännischer Seite dieser Anregung nachgegangen würde.

## Die Möglichkeiten der Deutung.

Das Unternehmen einer Deutung der einzelnen, eigenartigen Befundstatsachen, welche die Ausgrabung des Dietersberg-Schachtes aufgezeigt hat, und in der Folge des Gesamtbefundes schließt die Notwendigkeit in sich, auch auf die noch unveröffentlichten Parallelfunde aus anderen fränkischen Schachthöhlen Bezug zu nehmen, ebenso müssen archäologische Analogien in die Untersuchung einbezogen werden.

Eine Betrachtung des Gesamtbildes des Ausgrabungsbefundes ergibt erstens die Zusammengehörigkeit und damit Gleichzeitigkeit der menschlichen (und tierischen) Körperreste und der die sichere Datierung ermöglichenden Reste der materiellen Kultur; zweitens geht eindeutig hervor, daß die Leichen in den engen Schacht hinabgestürzt wurden, und aus den Einlagerungsverhältnissen ergibt sich, daß dies nicht in einer einmaligen Handlung geschah, sondern sich über einen längeren Zeitraum erstreckte. Drittens legen die Annahme eines hiebei geübten bestimmten Zeremoniells nahe: das Hinabschütten des Feuerbrandes (oder das Hinabwerfen mit der ihn bergenden Schale) als Reinigung, Weihe des Ortes vor dem Hinabstürzen der ersten Leichen (analog dem ja bekannten Vorgang gleichen Sinnes, der für reguläre Bestattungen vielfach belegt ist), die Reste der Tiere, bei denen es sich offenbar um Opfer und Reste von kultisch-zeremoniellen Mahlzeiten handelt, und schließlich das sehr wahrscheinliche Vorliegen eines Haaropfers.

Betont sei, daß es sich nicht um einmalige Gegebenheiten handelt, deren Ungewöhnlichkeit bei der Untersuchung eventl. Beobachtungsfehler unterlaufen ließ und so ein falsches Bild erstand; die im Dietersberg-Schacht gemachten Feststellungen decken sich bis in die verschiedensten Einzelheiten völlig mit jenen in anderen, vom Verfasser bisher untersuchten Schachthöhlen.

Es bestehen *drei Möglichkeiten* einer Sinngebung dieses neuartigen Fundvorkommens, die näher zu untersuchen sind.

Zunächst könnte angenommen werden, daß es sich einfach nur um möglichst *mühevolle Beseitigung von Leichen* gehandelt habe. In Frage kämen z. B. solche getöteter Feinde und Opfer von Seuchen und ferner käme in Betracht, daß die ursprünglichen Herren des Gebietes durch Eroberer in ein Abhängigkeitsverhältnis diesen gegenüber gedrängt wurden und man ihnen ihr ursprüngliches, umständliches Bestattungsritual nicht mehr zubilligte. Als zweite Möglichkeit käme eine bisher *unbekannte Art der allgemeinen Bestattung* in Frage und als dritte das Vorliegen eines *Opferkultes*.

Bei eingehendem Abwägen aller Umstände, die für oder gegen die eine oder andere Annahme sprechen, ergibt sich, daß die erste Voraussetzung die unwahrscheinlichste ist; wir wissen zwar vom Geschehensablauf der in Betracht kommenden Zeiten kaum mehr als nichts, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß in der Bronzezeitstufe 3, Hallstatt A und insbesondere über den langen Zeitraum der überwiegenden Mehrzahl der Schachthöhlen-Vorkommen, der Stufen Hallstatt D und der Zeit der Früh-La Tène-Ostgruppe, „Feindesleichen“ zu beseitigen gewesen wären, schwer erklärlich bliebe auch, daß sich unter diesen Feinden so viele Frauen sowie kleine und kleinste Kinder befunden hätten. Auch sind die vorliegenden Beweise für die Beobachtung eines bestimmten Zeremoniells schlecht zu vereinen mit der Annahme lediglicher „Leichenbeseitigung“, wenn sie auch nicht gerade dagegen sprechen. Einer eventuellen Annahme, es könne sich um die Opfer verheerender Seuchen handeln, steht, wie bei den „Feindesleichen“, die Unwahrscheinlichkeit entgegen, daß in all diesen Perioden, vor allem über so lange Zeiträume in dem gleichbleibendem Maße, wie sie die archäologischen Befunde notwendig zur Voraussetzung machen, derartige „Seuchen“ geherrscht haben können. Bezüglich der Möglichkeit, es könne sich um die Toten der alten, aber unterjochten Bevölkerung handeln, besteht bei näherer Betrachtung gleichfalls wenig Wahrscheinlichkeit für eine derartige Voraussetzung; denn es ist nicht anzunehmen, daß sich entgegen den aus geschichtlicher Erfahrung bekannten Regeln über die langen, in Frage kommenden Zeiten eine solch scharfe Trennung von Eroberern und Besiegten erhalten hätte, wie sie eine derartige unterschiedliche Behandlung der Verstorbenen zur Voraussetzung haben müßte. Bezüglich des Dietersberg-Schachtes und der anderen Fundstätten dieser Art mit gleichen zeitlichen Verhältnissen steht aber einer solchen Annahme vor allem die Erwägung entgegen, daß unter den „Besiegten“ nur die Hallstattbevölkerung, unter den „Siegern“ die Träger der La Tène-Kultur verstanden werden könnten, dort jedoch die betreffenden Hinterlassenschaften *beider Kulturen* vertreten sind, die angenommenen Besiegten wie auch die Sieger also gleichgeartete Beiträge geliefert hätten.

Eher wäre noch an die zweite der oben angegebenen Möglichkeiten zu denken, daß wir eine bisher unbekannte, allgemeine Bestattungsart vor uns haben. Aber auch hiegegen sprechen verschiedene Befundstatsachen, insbesondere das vorwiegend jugendliche Alter der betreffenden Individuen. Es ließen sich außerdem bis jetzt keinerlei archäologische Analogien beibringen, welche geeignet wären, eine solche Annahme zu stützen; eine einzige ethnologische Parallele sei immerhin erwähnt, wenn sich auch logischerweise irgendeine vergleichende Bezugnahme von selbst verbietet.<sup>79)</sup>

Gegen die Annahme einer bisher unbekanntem Bestattungsart spricht aber in erster Linie alles, was wir von der religiösen Grundeinstellung des Menschen jener Zeiten, besonders aus der Art der Behandlung seiner Toten, kennen. Eine Abkehr von dem durch zahlreiche Befunde ja zur Genüge erwiesenen pietätvollen und z. T. außerordentlich komplizierten Bestattungsritus der in Frage kommenden Perioden, besonders der Spät-Hallstattzeit<sup>80)</sup> und die Aufnahme der „Schachthöhlenbestattung“ hätte notwendig einen völligen Wandel der bislang geltenden Anschauungen über Tod und Jenseits zur Voraussetzung; zugleich müßte eine abgrundtiefe Spaltung der religiösen Grundanschauungen angenommen werden, denn es existieren sehr viele gleichzeitige reguläre Bestattungen in der näheren und weiteren Umgebung der in Frage kommenden Schachthöhlen, wobei bemerkenswerterweise in mehreren Fällen sogar eine auffallende Dichte von Grabhügeln in deren Nähe festzustellen ist. (Auf diesen wichtigen Umstand soll im Weiteren noch näher eingegangen werden.)

Während also kaum irgendwelche Anhaltspunkte vorliegen, welche eine dieser Erklärungsmöglichkeiten zu stützen geeignet wären, sprechen dafür, daß die Funde aus dem Dietersberg-Schacht wie die aus den anderen Schachthöhlen die Reste eines *Opferkultes* darstellen, umso gewichtigere Faktoren:

Die Hintergründe kultischer Beziehungen geben sich in der *bedeutungsvollen Eigenart der Fundstätten* selbst, wie in wesentlichen Einzelheiten der *Befundstatsachen*, welche die Ausgrabungen in ihnen ergaben, zu erkennen; entscheidende Beweiskraft für den sakralen Charakter der Vorgänge, auf welche die Reste in der Tiefe der Schachthöhlen zurückzuführen sind, liegt ferner im Vorhandensein unverkennbarer *Parallelen* zu diesen neuen Funden, Parallelen, deren kultischer Sinn als unzweifelhaft feststehend gelten muß, und schließlich besitzen wir ja auch in der „*Opferszene*“ des *Silberkessels* von *Gundestrup* und der durchaus glaubhaften Deutung durch K. Schuchhardt u. a. ein Faktum, das ganz wesentlich dafür spricht, daß die Erklärung des Sinnes dieser Funde in der bezeichneten Richtung zu suchen ist.

## Kultische Beziehungen.

### *Die Bedeutung der Örtlichkeit*

„Der Geist der Tiefe stirbt nicht.  
Das ist das Ewig-Weibliche.  
Des Ewig-Weiblichen Ausgangspforte  
Ist die Wurzel von Himmel und Erde.  
Endlos drängt sich und ist doch wie beharrend.  
In seinem Wirken bleibt es mühelos.“

Laotse.<sup>81)</sup>

„Heilige Göttin, es steht bei dir, den sterblichen Menschen  
Leben zu geben, zu nehmen...“

Hymne an die Allmutter Erde.<sup>82)</sup>

Die Örtlichkeit selbst — der „geheimnisvoll-dunkel gähnende Abgrund“ — gibt uns, wie bereits erwähnt den unmittelbarsten Hinweis, daß die Sinnggebung der ungewöhnlichen Vorzeit-Hinterlassenschaften in seiner Tiefe in *Beziehungen kultischer Natur* zu suchen ist.

Es würde aber den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, sollte hier in auch nur annähernd erschöpfender Weise auf die kultische Bedeutung eingegangen werden, die den Höhlen im allgemeinen und den Schachthöhlen im besonderen einst beigemessen wurde; ein knapper Überblick über dieses Thema mag genügen.

Zahlreiche Literaturstellen von der Antike bis ins Mittelalter, bis in die Gegenwart erhaltene Spuren uralten Brauchtums, eine Fülle von Sagen usf. geben davon Kenntnis, daß in alten Zeiten vielfach Vorstellungen religiöser Art und in diesen wurzelnde Gebräuche an Höhlen geknüpft waren.

Der Ur-Grundzug der kultischen Beziehungen Mensch-Höhle ist unverkennbar die Gleichsetzung der Höhle mit dem *mütterlichen Prinzip*<sup>83)</sup>, mit der „Jenseits-Diesseitspforte“, die Vorstellung von der Erde als der „Großen Mutter“, aus deren dunklem Schoß das lebendig Gestaltete ans Licht emporsteigt und nach Vollendung seines Diesseitsweges zurücksinkt.<sup>84)</sup> So zeigt sich in der Antike häufig die Verehrung der „Großen Mütter“ an Höhlen oder an solche Stätten gebunden, in deren Nähe sich Höhlen befinden, wobei natürlich die Höhle selbst die ältere, ursprüngliche Kultstätte, die „Urzelle“ des ganzen Heiligtums darstellt.<sup>85)</sup> In Entsprechung der Nacht- und Todesseite dieser lebengebenden und lebenverzehrenden — schwarz-weißen — mütterlichen Gottheiten galten Höhlen und Abgründe auch als Eingänge zum Hades, zur

Unterwelt. Es ist bezeichnend, daß bei den Griechen die Verstorbenen nicht Plutonii, sondern Demetrier hießen; denn „zu dem Stoff, aus dem er stammt, kehrt der entseelte Leichnam zurück. Derselbe Mutterschoß, der ihn ans Licht geboren, nimmt ihn wieder in seine Finsternis zurück.“ (Bachofen.) Neben der Demeter Chthonia und Persephone/Kore finden wir im griechischen Kulturkreis die Verehrung der Gää, Ariadne, der Eileithyia und besonders der Hekate an Höhlen und Labyrinth gebunden. Trotz aller Vielgestaltigkeit in Namen, Mythen, Kultformen gehen alle diese Kulte auf die Verehrung einer Urmutter, einer Urvenus (deren Kult sicherlich nicht nur in Asien bzw. Kleinasien beheimatet war) zurück, und Apulejus (Metamorphosen) konnte so — wenngleich er auch erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebte — in sehr treffender Weise von der „Isis Myrionyma“ sprechen.

Im Zusammenhang mit Höhlen finden wir auch die Mythen und die Verehrung männlicher Gottheiten, so des Hades-Pluto (des „unterirdischen Zeus“), des Pan, des Hermes, aber alle diese Götter haben unverkennbar chthonische Charakterzüge und gehören zum Gefolge der „großen Mütter“, oder stehen zu ihnen in engster Beziehung.

Weit stärker als die Horizontalhöhle mag dem „Menschen des magischen Weltbildes“ die Schachthöhle, der „gähnende, grauenhafte und finstere Abgrund“ als Schwelle zwischen jenseitiger und diesseitiger Welt, Symbol der „Urvagina“ der Mutter Erde, erschienen sein, und gerade solche Abgründe waren es ja auch, die man vielfach für Eingänge zur Unterwelt hielt, so z. B. die Höhle im Vorgebirge Taenaron oder den Abgrund bei dem Tempel der Chthonia in Hermione, von denen die Mythe erzählt, Herakles habe aus ihnen den Kerberos heraufgezogen bzw. heraufgeführt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis Panzers<sup>86)</sup>: „Auch die Beschreibung des Tartaros in der Theogonie von Hesiod gewährt die Vorstellung eines Berges mit einer Höhle von ungeheurer Tiefe...“ Häufig war Sibyllen- oder Mysterienkult an solche Abgründe gebunden. So war die älteste Kultstätte im Tempelbezirk von Delphi die „Drachenschlucht“, in deren Nähe sich der Sibyllenfels und dahinter der Tempel der Gää befanden. Auch als Apollo Herr des Orakels geworden war, saß in seinem Tempel auf dem Dreifuß die zukunfts kündende Pythia über dem Erdsplatt, dem die berausenden Dämpfe entstiegen.<sup>87)</sup> In der Nähe des Mysterienheiligtums von Eleusis erblickte man in einer Höhle, in der in den ältesten Zeiten Pluto verehrt worden war, den Ort, an dem nach dem Mythos Hades mit Persephone in die Unterwelt hinabstieg. Das Orakel des Zeus Trophonios bei Lebadeia befand sich ebenfalls in einer solchen „Schachthöhle“, wie wir heute sagen: In die unterirdische Schlucht, in der neben Zeus auch Demeter und Persephone verehrt wurden, stiegen nach vielen

Opfern und vorbereitendem Zeremoniell die Ratsuchenden hinab, wo ihnen dann auf schreckliche und geheimnisvolle Weise die Offenbarungen gegeben wurden. Nach Homer gefanden sich in der Grotte der Nymphen auf Ithaka, in der „Bienen“ (die Priesterinnen der Demeter) wirkten, zwei Türen: durch die eine stiegen die Menschen hinab, die andere war der heilige Eingang der unsterblichen Götter. Ein weiteres Beispiel ist auch die Orakelstätte des Amphiaraos bei Theben; man opferte hier nachts vor der „Hinabfahrt“ einen Widder. Im alten Athen wurden die Mordprozesse auf dem Areopag über der Schlucht der Erinnyen verhandelt, was übrigens auf einstige mutterrechtliche Zustände hindeutet.

Unzertrennlich von diesen kultischen Beziehungen Mensch — Höhle ist das Opfer; außer den mit den vorstehend erwähnten Kulturen verbundenen seien hier aus der klassisch-antiken Welt nur noch der uns aus dem alten Griechenland bezeugte Brauch genannt, Brot oder Kuchen in die Schächte zu werfen (auf den wir später noch kurz zurückkommen), und daß in dieser Weise am Totenfest Honigkuchen als Sühneopfer für die Unterirdischen dargebracht wurde, und die Sage des heroischen Selbstopfers des römischen Patriziers Marcus Curtius: Im Jahre 362 (v. Chr.) habe sich auf dem Forum zu Rom die Erde geöffnet, und das Orakel verkündet, daß der Schlund — Libernos genannt — sich nur dann schließen würde, wenn die Römer ihr Wertvollstes hineinwürfen; Marcus Curtius sei daraufhin freiwillig mit Roß und Waffen in den Abgrund gesprungen, der sich nun wieder geschlossen habe. —

Im Vorstehenden wurden in erster Linie Hinweise aus der klassischen Antike herangezogen, um die kultische Bedeutung der Höhlen, besonders der Schachthöhlen darzutun, weil bei uns aus der in Frage kommenden Zeit die schriftlichen Quellen schweigen. Der Umstand aber, daß die betreffenden antiken literarischen Überlieferungen zeitlich unseren Funden nahestehen und die Mythen der gleichen Vorstellungswelt angehören, macht sie für uns besonders wertvoll. Zu einem Vergleich mit den vorgeschichtlichen Verhältnissen unserer Breiten sind wir umso mehr berechtigt, als ja gerade die griechische Welt in engen Beziehungen zum nordisch-germanischen Kulturkreis stand, wie dies neben anderen Oskar Fleischer in seiner Arbeit<sup>88)</sup> über die germanisch-griechische Kulturgemeinschaft so überzeugend dargelegt hat.

Wir haben jedoch in den jüngeren Überlieferungen germanischer Mythologie einige bedeutungsvolle Parallelen, deren Ursprungswurzeln zweifellos tief in die fernste Vorzeit hinabreichen: Ein ungeheurer Abgrund, Gunnungagab, war es, aus dem nach ihr die Welt entstand, aus dem der Urriese Ymir, der „Brauser“, hervorging, und aus dessen Körper Himmel, Erde und das Meer gebildet wurden. Das Totenreich der Hel = Holle, deren Beziehungen

zur Hekate ja von mehreren Seiten aufgezeigt und nachgewiesen wurden, ist unterirdisch, in einer gewaltigen Höhle. In Höhlen (z. T. in der „Unterwelt“) hausen nach der nordischen Götterdichtung verschiedene weissagende Riesinnen.

Von ganz besonderem Interesse sind ferner die Zusammenhänge, die zwischen Wind, Windgottheit und den Schachthöhlen bestehen. Heute noch bezeichnet das Landvolk in vielen Fällen Schachthöhlen als „Windlöcher“<sup>89)</sup>, und erhält damit die weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Anschauung, daß Wind und Sturm aus den Höhlen und Abgründen der Berge kommen, aufrecht, wohnte doch nach den Griechen schon Boreas in einer Höhle des thrazischen Hämus, und war doch auch Hermes in einer Höhle geboren. Ein enger Zusammenhang besteht aber weiter zwischen Windgott und Totengott, bzw. Totenführer; denn die Toten, d. h. ihre hauchartigen Seelen leben nach der alten Vorstellung im Wind. Darum ist Hermes-Merkur der Psychopompos (welche Eigenschaft auch Dionysos und einst ebenso Apollo zukam), und mit seinem Namen bezeichneten die Römer wegen seiner Ähnlichkeit den germanischen Wind- und Totengott Wodan,<sup>90)</sup> den Führer des „Wilden Heeres“, dessen chthonischer Ursprung unverkennbar ist. Sein weibliches Gegenstück als Anführerin der „Wilden Jagd“ ist Holle, (bei den Griechen Hekate). Auch die im ganzen germanischen Gebiet verbreitete Vorstellung von den Toten, die im Berge leben, und die Sagen von den Wetterbergen zeigen die Zusammenhänge Schachthöhle — Windgott — Totenführer auf.

Von der Langlebigkeit des Glaubens an die chthonischen Mächte, der sich trotz aller religiösen Wandlungen und Überschichtungen immer wieder forterbt und erhält, zeugen unzählige Beispiele aus den verschiedenen Gebieten der Volkskunde. Zu ihnen gehören auch die zahlreichen Höhlensagen, die wohl in vielen Fällen als Erinnerungen an uralten Höhlenkult gedeutet werden können. Charakteristisch ist hierbei, daß unter den Gestalten, die in den Höhlensagen auftreten, das weibliche Geschlecht vorherrscht; insbesondere sind es die beziehungsreichen „drei Fräulein“, oder die eine von ihnen, die „schwarz-weiße“, denen wir häufig begegnen.

Überreste eines alten, an Höhlen gebundenen Opferkultes sind zweifellos die Sagen von menschenfressenden Ungeheuern und Drachen,<sup>91)</sup> von menschenfressenden „Riesinnen“ und „Riesen“, die in Höhlen und Abgründen hausen. In dem bis heute erhaltenen Hinabwerfen von Brot und Kuchen, das uns an das im Vorhergehenden erwähnte, im einstigen Griechenland gebräuchliche Hinabwerfen von Kuchen in die Erdschlünde erinnert, hat sich noch ein Rest dieses Opferkultes erhalten; so wirft man in Frankreich Brot und Kuchen als Opfer in eine Höhle, „in der eine kinderfressende Fee wohnt.“ Vor verschiedenen Höhlen warnt man Kinder, und auch Erwachsene vermeiden es, besonders an be-

stimmten Tagen des Jahres in deren Nähe vorbeizugehen, denn an solchen Tagen ist den darin hausenden „Unholden“ und „Unholdinnen“ „Gewalt gegeben über alles Lebendige, das ihnen begegnet.“ Die Sage von den menschenfressenden Riesen (aus denen in einer jüngeren Form auch menschenfressende „Räuber“ wurden), die in Höhlen hausen, ist ebenfalls weit verbreitet und auch bei einer Schachthöhle der Frankenalb zu finden.

Dieser Überblick mag zur Genüge zeigen, welche eine hervorragende Rolle die Höhlen, insbesondere die Schachthöhlen, in den religiösen Vorstellungen der alten Zeiten spielten und daß die Anschauungen und Begriffsgestaltungen über die äußersten, die letzten Dinge des Seins überhaupt innig mit ihnen verwoben waren. Ausdruck fand dies darin, daß an jene außerordentlichen Stätten, dank ihrer geheimnisvollen Eigenart, die Verehrung opferheischender chthonischer Mächte, der lebengebenden und wieder zurücknehmenden „großen Mütter“, der Totengötter und Totendämonen, aber auch der Fruchtbarkeitsgötter, wie der Toten überhaupt gebunden war.

## Archäologische Parallelfunde.

Das einstige Bestehen an sich der im Vorigen, wenn auch verhältnismäßig nur ganz flüchtig, beleuchteten bedeutungsvollen Beziehungen des Menschen zu den Höhlen, dazu die außerordentliche, räumliche wie zeitliche Verbreitung, in der diese Bedeutsamkeit in gleichem oder doch innig verwandtem Sinne in Erscheinung getreten ist, ließe erwarten, daß entsprechende reichliche, greifbare Spuren, Niederschläge ihrer tatsächlichen Auswirkungen, auch auf uns gekommen sein müßten.

Wenn nun in Wirklichkeit solche Spuren in Form von im betreffenden Sinne deutbaren Fundvorkommen in *natürlichen* Höhlen nur recht spärlich vorliegen,<sup>92)</sup> ist die Ursache hiervon vor allem in der ungewöhnlichen Art der natürlichen Vorbedingungen begründet; die Schachthöhlen waren eben seit je wohl für speläologische, nicht aber für archäologische Forschungen günstig erscheinende Örtlichkeiten.<sup>93)</sup> Daß aber diese Spärlichkeit nicht die tatsächlichen Gegebenheiten spiegelt, zeigen ja die Ergebnisse der systematischen Untersuchungen im Frankenjura und es besteht, wie im Vorwort bereits betont, kein Zweifel, daß sich die wenigen bisher noch vorhandenen Parallelen aus anderen Höhlengebieten bei entsprechenden Bemühungen der dortigen Forschung überraschend mehren würden. Daß die in Schachthöhlen des Frankenjura festgestellten Spuren und Reste des alten Höhlen-Opferkultes als *Fund-Typus* nicht auf dessen Bereich beschränkt sind, zeigen

einwandfrei die Funde, die in der „*Erpfinger Höhle*“ (auch „*Karls-  
höhle*“ genannt), Oberamt Reutlingen, Wttbg., seinerzeit gemacht  
wurden,<sup>94</sup>) und es erscheint deshalb geboten, auf dies den frän-  
kischen so überraschend gleichende Vorkommen ausführlicher  
einzugehen.<sup>95</sup>)

Die Höhle befindet sich etwa eine halbe Stunde nördlich von  
Erpfingen im Abhang des „*Höllenberges*.“ Der einzige Zugang be-  
stand bei ihrer Entdeckung (1834) in einer Öffnung in der Decke  
der vordersten Kammer und war bis dahin mit drei keilartig in-  
einander gefügten, großen Steinen verschlossen. Etwa 2.8 m unter  
dieser Öffnung lag der Gipfel eines an der Basis etwa 12.5 m  
breiten und ca. 4.7—6.3 m hohen Schutthügels.<sup>96</sup>) bestehend aus  
Jura-Kalkgeröll, schwarzer, klebriger Erde und einer großen Menge  
von Menschen- und Tierknochen. Innerhalb dieses Schutthügels  
ließen sich anhand der Einschlüsse vier Schichten oder Lagen  
unterscheiden:

Schicht I (Oberflächenschicht), ca. 32—47 cm stark. Reste von  
ca. 50 menschl. Skeletten, Knochen von Pferd, Rind,  
Schaf, Schwein, Hund, Hirsch, Hase, Iltis, Ratte usw.  
„Alle diese Knochen wurden aber bald nach der Ent-  
deckung von den herbeigeströmten Neugierigen teils  
verschleppt, teils zerstört.“

Schicht II, (Mächtigkeit aus den Angaben Hölders nicht zu ent-  
nehmen; H. faßt Sch. I und Sch. II zu einer „obersten  
Schicht“ zusammen.) Menschliche Skelettreste (ca.  
20 Schädel), Urnenreste, eiserne Waffen, Ringe von  
Gold und Bronze, Elfenbeinkämme usf., „zum großen  
Teil von der Art, wie sie sich in den Reihengräbern  
finden. In dieser Schicht fanden sich aber auch noch  
Bruchstücke von Gefäßen z. T. mit Inschriften und  
Stempeln, welche ihren römischen Ursprung ganz un-  
zweifelhaft erkennen lassen.“ (Z. T. abgebildet bei C.  
Rath, Tab. I.) „Die Knochen sind zerstört oder zer-  
streut, die Gefäße usw. nach Tübingen gebracht  
worden.“

Schicht III, ca. 13 cm stark. Menschliche Skelettreste, Tongefäß-  
scherben, Bronzeschmuck. „Die Urnenscherben von  
sehr primitiver Technik“ usw. Unter den von Hölder  
beschriebenen Bronze-Schmuckstücken finden sich  
„zwei von dünnem Bronzeblech getriebene, hohle, an  
der dicksten Stelle etwa 1 cm breite, nach oben spitz  
zulaufende offene Ringe, an dem einen Ende ist ein  
dünner Bronzedraht angelötet, welcher sich in eine  
Öffnung des andern Endes lose einschiebt und federt;  
kreisrund, Durchm. 5 cm, und ein „ganz ähnlich be-  
schaffener Ring“ von 3 cm Durchm. Die menschl.

Skelette dieser Schicht (Hölders „mittlerer Schicht“) waren in „gestreckter Lage“ eingebettet und mit zahlreichen Holzkohlen umgeben; von den Schädeln ließen sich 13 zu Messungen geeignet zusammensetzen, davon 6 weibl., 7 männl., 2 der Schädel gehören jüngeren Individuen von etwa 10 und 18 Jahren an; Hölder rechnet noch zwei im Stuttgarter Naturalienkabinett befindliche Schädel als zu dieser Schicht gehörig.

Schicht IV, (Mächtigkeit nicht bekannt). Menschl. Skelettreste, erhalten 9 Schädel, davon 3 weibl. und 6 männl., Holzkohle, „sehr rohe und verwitterte Urnenbruchstücke.“

An diesen ersten Raum der Höhle schließen sich noch sechs Kammern an, welche jedoch nur Knochen von Höhlenbären, meist in Kalksinter eingebacken, enthielten; nur an der Grenze des ersten und zweiten Raumes „fanden sich in einer Vertiefung die Reste einer Feuerstelle, Kohlen, halbverbrannte Knochen von Hirschen und Schweinen, Gefäße von römischer Technik und ein eiserner Bogen zum Aufhängen der Kochgeschirre. Die Vertiefung war mit vier aufrecht im Boden befestigten Steinplatten umgeben, welche eine Art Herd bildeten.“

Der ganze Fund wäre zweifellos in noch weit größerem Maße geeignet gewesen, einen wichtigen Beitrag zur Aufhellung der Probleme um die neuen Opferschächte darzustellen, wäre die Untersuchung genauer durchgeführt und die Zerstörung und Verschleppung eines großen Teiles der Funde verhindert worden. Immerhin können aber wesentliche Ergebnisse der Untersuchung als feststehende Gegebenheiten betrachtet und gewertet werden; so zunächst der allgemeine Befund: menschliche Körperreste, gleichzeitiges materielles Kulturgut, darunter Tongefäße, Holzkohle — bezüglich der Tierreste sind die Angaben zu mangelhaft, um die Dazugehörigkeit entscheiden zu können — wurden in einer Situation angetroffen, die es als unzweifelhaft erscheinen läßt, daß hier ebenso wie in den Frankenjura-Schachthöhlen menschliche Leichen usw. (in diesem Falle durch eine Deckenöffnung) in die Höhle geworfen worden waren. (Ausgenommen natürlich die Fundgruppe von der „Feuerstelle“ zwischen erstem und zweitem Höhlenraum.) Weiterhin gibt die Datierungsmöglichkeit mehrerer Fundgruppen Aufschluß über verschiedene der vertretenen Zeitabschnitte und schließlich ist in der Feststellung der herdartigen Anlage ein wichtiges Faktum gegeben, umso interessanter deshalb, weil es in einem ähnlichen Vorkommen in einer der fränkischen Schachthöhlen eine Parallele hat, auf welche im weiteren noch einzugehen sein wird.

Wie weit das Alter der Funde aus „Schicht IV“ (Hölders „innerste Schicht“) vor der Späthallstattzeit liegt, ist aus den vorhandenen Angaben nicht zu entnehmen. Letzterer Periode gehören nahezu sicher die Einschlüsse der „Schicht III“ an, die beschrie-

benen, aus dünnem Bronzeblech getriebenen Ringe mit „Stöpselverschluß“ sind wohl für diese Stufe so typische Haarschmuck (bzw. „Ohr“-)-Hohlringe, wie sie auch aus dem Dietersberg-Schacht und aus noch vier anderen fränkischen Schachthöhlen vorliegen. (Der von Hölder erwähnte, in das eine Ende der betr. Ringe „eingelötete dünne Bronzedraht“ ist sehr wahrscheinlich nichts anderes als das drahtförmig zusammengebogene Ende des Ringes selbst.) Die Spät-La Tène-Zeit hat *möglicherweise* Beiträge geliefert; ein Gefäßbruchstück, das C. Rath unter Fig. 8 auf Tab. I seiner Arbeit abbildet, stammt von einem Teller oder einer niederen Schüssel und zeigt kräftig eingetiefte Verzierungen auf der Innenseite: eine konzentrisch die Gefäßmitte umziehende Zone von sieben Parallel-Linien ist innen von einer Reihe eingestempelter Dreiecke, außen von ebenfalls eingedrückten Kreuzen begleitet; der nicht sehr hart gebrannten Tonmasse ist Graphit beigemischt. Das Stück kann also recht gut zu der erwähnten Stufe gehören. Als gesichert wieder müssen die Beiträge aus römischer und frühgeschichtlicher Zeit betrachtet werden („Schicht II“). Nach der Beurteilung Dr. G. Reubels, eines hervorragenden Kenners cisalpin-provinzialrömischer Keramik, anhand der Abbildungen auf „Tab. I“ und den Beschreibungen der C. Rath'schen Arbeit umfassen die betreffenden Funde vom Schuttkegel der Erpfinger Höhle die Zeitspanne von der Mitte, vielleicht schon von der ersten Hälfte des 2. Jahrh., bis ins 3. Jahrh., möglicherweise aber auch 4. Jahrh. n. Chr. Eines der Stücke muß vom typologischen Gesichtspunkt aus als römisch-alemannisch bezeichnet werden. Nicht mehr feststellbar ist leider das Alter der Funde aus der Oberflächenschicht („Schicht I“) und dessen, das bei der Entdeckung frei zutage gelegen hatte, ob es sich bei den „Resten von etwa 50 menschlichen Skeletten“ um seitlich über den Schuttkegel hinausgerollte, ältere Schädel handelte — was nach den in den Schachthöhlen der Frankenalb gemachten Beobachtungen als sehr wahrscheinlich gelten kann — oder ob sie, wie Hölder schließt, tatsächlich dem Mittelalter oder einer noch jüngeren Zeit angehörten. Jedenfalls muß dieser Teil der Funde aus der Erpfinger Höhle durch die seinerzeitige Unterlassung genauerer Beobachtungen für uns außer Betracht bleiben.

Außerordentlich überraschend muß der Anteil der römischen und frühgeschichtlich-germanischen Zeit wirken. Haftete jener alte Höhlen-Opferkult mit solcher Zähigkeit an den Örtlichkeiten, daß er von den einander in der Herrschaft über das Gebiet ablösenden Stämmen und Völkern, von den Römern, nach diesen wieder von den Alemannen aufgenommen und weitergeführt wurde? Oder überdauerte der alte Brauch in den Händen von Nachkommen der einstigen Herren des Landes — vielleicht als nunmehr streng gehütetes, geheimes Zeremoniell der Religion der Väter — alle Herrschaftswchsel?

Es wäre ungemein wichtig und interessant, die Einzelheiten des Befundes in der Erpfinger Höhle hinsichtlich dieser Beiträge aus so junger Zeit durch sorgfältige Untersuchungen anderer derartiger Fundstätten der Schwäbischen Alb nachzuprüfen. Das Vorkommen in der Erpfinger Höhle ist dort sicher keine Einzelercheinung; so erwähnt schon Hölder a. a. O. von der „ähnlich beschaffenen“ Schärtelhöhle: „... auch in ihr waren, aber besonders in den tiefen Schichten, Menschen- und Tierknochen vermischt eingebettet.“

Wenn in den bisher untersuchten Frankenjura-Schachthöhlen als jüngste der mit Opferkultresten vertretenen Perioden nur die Spät-Latènestufe nachgewiesen werden konnte, liegt das Fehlen noch jüngerer Zeitabschnitte offenbar lediglich in den von den württembergischen so stark abweichenden allgemeinen Besiedlungsverhältnissen unseres Gebietes begründet. Aus frühgeschichtlicher Zeit z. B. existieren ja überhaupt nur ganz wenige gesicherte Funde aus dem Bereich der Frankenalb. Aber auch hier steht ja die Erforschung der Schachthöhlen nach Spuren des alten Opferkultes erst in einem verhältnismäßig sehr bescheidenen Anfangsstadium und die Weiterführung der Arbeiten kann noch manche Überraschungen bringen. Vielleicht darf in dem seinerzeitigen Fund eines Halsgehänges aus Bernstein-, Glas- und Fayence-Perlen der Merowingerzeit mit vielen, wirt durcheinander liegenden menschlichen Skelettresten in der „Fischerhöhle“ bei Heuchling, Ldkr. Hersbruck, ein diesbezüglicher Hinweis erblickt werden; es handelt sich hier zwar um keine „Schachthöhle“, die betr. Funde wurden aber in einem Teil der Höhle gehoben, zu dem der stark geneigte Hauptgang in einer Steilstufe abbricht, und die Fundsituation läßt es als ausgeschlossen erscheinen, es habe sich um reguläre „Bestattungen“ gehandelt.<sup>97)</sup>

## A N H A N G

## Flurnamen und Sagen des Dietersberges.

Von Paul Zahlaus.

Vorgeschichte und Flurnamenforschung gehören zusammen. Wo immer in grauer Vorzeit sich bedeutende Ereignisse abspielten, Kultplätze oder andere geweihte Orte sich fanden, lebt meist auch die Erinnerung daran in den Flurnamen fort und rankt sich die Sage um die ehrwürdigen Stätten. Freilich hat das eindringende Christentum unseren Vorfahren die von ihnen verehrten Plätze dadurch zu verleiden gesucht, daß es diese zum Wirkungsort dämonischer Mächte machte — wie man beispielsweise heilige Haine und geweihte Brunnen zu Drudenhainen und Teufelsquellen stempelte — und wie es ja auch die lichten Gestalten der Urväter-sagen nicht selten in übelwollende Spukgestalten verwandelte. Aber gerade daraus vermag der Kundige ursprünglichen Sinn und einstige Bedeutung erkennen. Ist erst das sehr umfangreiche Flurnamen- und Sagengut ausgewertet (denn wir stehen hier ja erst am Anfang), dann wird man auch hier zu neuen Erkenntnissen und wichtigen Ergebnissen für die weitere Forschung kommen.

Der *Dietersberg* (Vm: diddersberch) liegt im Süden der Flur des Dorfes Egloffstein; über seinen breiten Rücken verläuft die Grenzmark gegen die Nachbargemeinde Thuisbrunn. In der „Chronik der vormaligen Reichsherrn jetzt Grafen und Freiherrn von und zu Egloffstein“ von Gustav Frhr. v. und zu Egloffstein, Aschaffenburg 1894, findet sich auf Seite 323 folgender Vermerk: „Dietersberg (1051 dietkeresberg) erinnert an Dietold, Besitzer in Egilolfesheim (= Egloffstein) im 9. Jhdt., vermuthlicher Sohn Egilolfs 795; nach Looshorn I, 359—375 war D. 1051 ein dem Bistum Bamberg zustehender Herrschaftshof, der 1057 oder 1062 Bamberg von Otnand (v. Egloffstein) gewaltsam entrissen wurde; bei Dietersberg stand die alte Egl. Pfarrkirche, verfallen seit 1803... Der alte Name Dietkeresberg könnte aber ursprünglich wohl Dietkirchenberg zu bedeuten gehabt haben...“ Und auf Seite 264 des genannten Werkes lesen wir: „1796 wurde Dietersberg, zum „Freiberg“ Egl. gehörig, von der Brandenburgisch und Kurpfälzischen Vogtei Thüssbrunn widerrechtlich occupirt.“

Ob „Dietkeresberg“ wirklich mit „Dietkirchenberg“ zu deuten ist, ist zweifelhaft. Ich halte dafür, daß Dietkeresberg eine Verstümmelung von Dietherisberg, also dem Berg des Dietheri, ist.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß der Flurname Dietersberg noch einmal auftritt und zwar in der Flur

Neuhaus a. d. Waldnaab, Ldkr. Neustadt/WN., Oberpfalz. Dort gibt es einen Dietersbergacker (Pl. Nr. 325) und eine Dietersbergödung (Pl. Nr. 361). Eine urkundliche Form von 1857 lautet: „Am Dietersberg“; Vm: „am deidäsberg“ Erklärung: „Der Dietersberg ist ein erhöhter Kiesberg mit Eisenerz. Beim Dietersberg liegt das Dorf Dietersdorf = Dorf eines „Dieter“ oder „Dito“ als Eigenname.“ (Flurnamen-Sammlung der Gde. Neuhaus a. d. Waldnaab v. Quirin Beer).

Die von mir für den Egloffsteiner Dietersberg gefundenen urkundlichen Formen sind: Sp. 1710 und U 1710: Dietrichsberg; F 1808 „auf dem Dieterschberg“; St. 1809 und F 1808 „Dittersberg.“

Die Flur Dietersberg umfaßt die Pl. Nrn. 312—333 und besteht aus Ackerland, Ödung und etwas Wald.

Vor 1710 besaßen Grundstücke auf dem Dietersberg: Hanns Trummer und später dessen Nachfolger Hans Polster der Kleine „Feld ufm Dieterichsberg“; Georg Distler „Lamgruben ufm Dietersberg“; Hanns Regus „3 Tgw. ufm Dittersberg.“

Die Chronik v. Egl. spricht S. 324 weiterhin von dem „Herrschaftshof, auf dem steilen Berg gelegen, welcher der jetzige große Stadel gewesen sein wird, der eine große Ähnlichkeit mit dem alten Majoratsstadel zu Egl. hat und demnach wie dieser aus dem 9. oder 10. Jahrhd. stammen wird.“ Dieser Herrschaftshof ging später in den Besitz des jeweiligen egl. Amtsvogtes über, wie der Eintrag unter Nr. 22 b in F 1808 beweist: „Kantor Joh. Leonh. Friedr. Bauer (besitzt) „die Halbscheid des Schabdachischen Guthes und als Nutznießer und Lehensträger seines Vaters, des verstorbenen Herrn Amtsvogts Johann Bauers eine Ziegelei und die Ökonomiegebäude auf dem Dietersberg, nämlich ein zweigädiges Wohnhaus Nr. 88, eine daran gebaute Stallung und Backofen, ein Stadel mit 2 Tennen und 2 Kellern (bei diesen Gebäuden ist die Vierung von Steinen und das übrige Fachwerk), ein kleines Pflanzgärtlein, 10 Tgw. Feld zunächst an den Gebäuden.“ Dafür waren zu entrichten: Erbzins 3 fl 11 kr 3½ Pfg; ferner Handlohn, Korn und Hafergült nach Vorcheimer Maas. Ist laut Kaufbrief vom 2. Febr. 1789 von Maximilian Richter zu Egl. für 405.30 fl erkaufte worden, jedoch ohne Gebäude, welche erst nachher errichtet wurden.“ An „walzenden Stücken“ gehörten dazu u. a. 1½ Tgw. Feld auf dem Dietersberg, der Kirchacker genannt (s. d.), 1788 von Regus eingehandelt. (Regus = eines der ältesten Egl. Geschlechter, im Urbar 1507 wird ein Contz Reguss als Besitzer eines der 8 Seldengüter genannt. Ein Acker im NW der Flur (Pl. Nr. 609) heißt heute noch Regusacker.)

Als weiterer Besitzer eines Anwesens auf dem Dietersberg tritt in F 1808 ein Gg. Held auf, der das Gut im Jahre 1802 von dem Egl. Amtsvogt Günther für 800 fl gekauft hat. (Die Amtsvögtin Anna Margaretha Günther wird als Besitzerin des Hauses Nr. 4 genannt.)

Diesem Eintrag ist angefügt: Güter-Verzeichnis der v. d. Amtsvögtin Anna Margaretha Günther zu Egl. in Gemeinschaft mit dem Cantor Joh. Leonh. Friedrich Bauer daselbst als Lehensträger und Nutznießer seines väterl. Fideikommisses habenden Besitzungen. Hs Nr. 22a. Dazu gehörte „die andere Halbscheid des Schabdachischen Guthes“ und „die Hälfte eines massiv gebauten 3 gädigen Hausses, wovon die 3. Etage zur Getraide-Aufbewahrung eingerichtet“ (für den Getreidezehnt?). Der jeweilige Amtsvogt hatte also Besitztum sowohl im Dorf als auf dem Dietersberg; das zu wissen ist für die nachstehende Sage von Wichtigkeit; denn ein solcher Amtsvogt spielt in der Egloffsteinischen Sagenwelt eine gewichtige Rolle. In der mir von der Schulleitung Egl. übermittelten Sagensammlung wird berichtet: „Der Vogt ist heute noch das Schreckgespenst von Egloffstein. Er soll ein Mensch ohne Gnade und Barmherzigkeit gewesen sein und noch mehr verlangt haben, als ihm zugestanden hätte. Wie oft sollen die Leute gesagt haben: „Herr Vogt, da hängt doch das Blut daran!“ — „Das wird dann einfach abgewischt!“ war seine brutale Antwort. Darum soll er jetzt keine Ruhe mehr finden und so oft ein ebensolch miserabler Kerl stirbt und der Leichenzug durch den Ort geht, soll man ein schreckliches Hohngelächter hören, das jeden durchschauert. Wie groß ist dann aber immer der Schrecken, wenn man noch obendrein das grinsende Gesicht des Vogtes zum Dachfenster aus dem „Neubau“ stieren sieht. Dieser Neubau war nämlich sein Getreidespeicher, ebenfalls noch ein zweiter drüben auf dem *Dietersberg*. Auch dort kann man dieselbe Wahrnehmung machen.“ (Luise Schmidt.) Es lebt noch eine weitere Sage „vom Vogt“: „Es war einmal ein Förster in Egloffstein, der fürchtete weder Teufel noch Hölle. Einmal war er in der Wirtschaft beim Kobmann. Der Wirt sprach: „Wenn du heute nacht heimgehst, wird der Vogt kommen!“ Der Förster, der seinen großen Hund dabei hatte, antwortete: „Ich fürchte mich nicht!“ Als der Förster heimkam und die Tür aufmachte, kam ein langer, gerüsteter Mann auf ihn zu. Der Hund lief davon und der Förster wurde krank und starb.“ (Schüler-niederschrift, angefertigt auf Veranlassung durch Herrn Oberlehrer Lauterbach). Ich pflichte Herrn Oberreg.-Rat Leo v. Egloffstein in Bamberg bei, wenn er die Meinung vertritt, daß hier eine Gestalt aus der Glaubens- und Gedankenwelt unserer Vorfahren sich später in den „bösen Vogt“ verwandelt habe!

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß noch heute in der Egl. Flur eine Wiese die Bezeichnung „Vogtswiese“ trägt. (Pl. Nr. 391.) In der Anmerkung hiezu schreibt Herr Lehrer Angerer, Egloffstein, der Verfasser der Flurnamen-Sammlung, daß der Vogt, nach welchem diese Wiese benannt sei, bei seiner eigenen Beerdigung — als man seinen Leichnam zum Kirchhof trug — oben aus dem Dachfenster gesehen und so laut dem Trauerzug nachgelacht habe, daß alle Leute es gehört hätten.

In der Nähe der Dietersberghöfe liegt der *Kirchenacker*. (Vm: Kärches-Acker) Pl. Nr. 321, 322, 324. Ein Teil des Ackers ist heute Wiese. Urkundliche Formen: St. 1809 „Kirchacker auf dem Dittersberg“; F 1808 „Kirch- oder Dittersbergacker“ und „1½ Tgw. Feld auf dem Dietersberg, der Kirchacker genannt, 1788 von Regus eingehandelt.“ Die Chronik der Egloffsteiner schreibt hierzu: „Bei Dietersberg stand die alte Egloffst. Pfarrkirche, verfallen seit 1803. Sie wurde wohl zu der Zeit gebaut, als Thuisbrunn noch egloffsteinisch war (nach Tryllitsch vor 1303, vielleicht vor 1007, wo Thuisbrunn Bambergisch wurde...). Die letzten Mauerreste dieser alten Kirche — wohl wert, unter Denkmalschutz gestellt zu werden — sind noch zu sehen und lassen die ganze Kirchenanlage deutlich erkennen. Um das Kirchlein zog sich ein Friedhof; daß er einst befestigt war, verraten die Reste einer starken, festgefügtten Friedhofsmauer. In der wohl vorhanden gewesenen Kirchengruft dürfte auch Hans XXV. v. Egloffstein beerdigt worden sein, der laut einer Urkunde im Kunreuther Archiv am 25. Nov. 1595 starb und „uff dem Dietersberg“ begraben wurde. Der Kirchenacker befindet sich etwa 200 m von der — tiefer gelegenen — Dietersberghöhle entfernt; der Platz ist vor Erbauung der Kapelle sicherlich eine Kultstätte gewesen. Kein Wunder, daß es hier spuckt und daß nach dem Glauben des Volkes hier heute noch die abgeschiedenen Seelen zur mitternächtigen Stund ihr Unwesen treiben.

Ob der in F 1808 neben dem „Feld auf dem Dietersberg“ genannte „*Willibaldsgarten*“ mit der ehemaligen Kapelle in Beziehung steht, vermochte ich bis jetzt nicht nachzuweisen. Ausgeschlossen ist dies aber nicht, da die dem St. Willibald geweihten Kirchen weit verbreitet waren. Der P. N. Willibald findet sich in den von mir durchgesehenen Archivalien nicht; der Flurname selbst ist aus dem Grundbuch und aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden.

Dagegen ist anzunehmen, daß der *Heidenacker* (Vm: heidn-agger) Pl. Nr. 352; F 1808 „Feld der Heydenacker auf dem Dittersberg“ mit der Höhle oder dem ehemaligen Kirchlein in Zusammenhang steht; denn der P. N. Hayd tritt erst 1808 in Egloffstein auf, in welchem Jahre als Besitzer des Hauses Nr. 8 ein Georg Hayd genannt wird, der das ihm gehörige Anwesen im gleichen Jahr „durch seine Frau erheiratet“ hat. Allerdings ist dieser Acker von der Kapellenruine rund 500 m entfernt. Nicht unwesentlich erscheint, daß in der Nachbarflur Thuisbrunn eine Dolomittfelsgruppe die Bezeichnung „*Heidenstein*“ trägt. Weiterhin befindet sich in der Ortsflur Haidhof der gleichen Gemeinde — westsüdwestlich vom Dietersberg gelegen auf dem sog. Schloßberg ein *Heidenstein*, ein Fels, der den Eindruck macht, als wäre er von Menschenhand zugehauen und der das Kennzeichen einer germanischen Kultstätte sein soll. (Mitteilung des Herrn Lehrer Angerer in Egloffstein.)

Nach frdl. Mitteilung von Herrn Dr. H. Kunstmann, der sich seit Jahren mit der Erforschung abgegangener Wehrbauten auf der Frankenalb beschäftigt, handelt es sich bei dem „Heidenstein“ um einen mittelalterlichen Burgstall, der aus Vor- und Hauptburg besteht, denen wieder in den Felsen gehauene Halsgräber vorge- lagert sind, und die beide Reste mörtelverbundenen Mauerwerks aufweisen. Historische Nachrichten über die Burg sind bis jetzt nicht bekannt, der Sage nach soll der Ort Haidhof aus den Trüm- mern der Burg erbaut sein. Ob und in welcher Weise die vorer- wähnte, in engerem Sinne ebenfalls „Heidenstein“ genannte Fels- klippe in die mittelalterliche Burganlage einbezogen war, ist zur Zeit nicht zu entscheiden.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß in der Flur *Gro- reuth* (= Krähenreuth) in der Nähe des „Teufelsgrabens“ (s. d.) um das Jahr 1885 beim Pflügen ein vorgeschichtliches Grab mit Knochenresten entdeckt worden sein soll. (Flurnamen-Sammlung Egl. Nr. 68.) Näheres darüber war leider nicht zu erforschen.

Einer eingehenden Untersuchung bedarf der Flurname *Tods- feld*. Vm: dozfeld. Urkundlich: 1427 Wiesen im Todsfeld (Egl. Kopialbuch 1559, s. Chronik der Egl. S. 322) U 1507: Todfeld, Todt- feld; Hammer im Thos. U 1710: Feld im Tods; F 1808 und St. 1809 Tods-, Dots-, Tots-, Todtsfeld. Es umfaßt die Plannummern 232—286 und ist fast ausschließlich Wiese, etwas Wald und ganz wenig Ackerland. Als „Feld des Todes“ wird es — fälschlicher- weise! — von der Bevölkerung heute noch bezeichnet. In der Chronik der Egl. findet sich auf Seite 89 folgender Vermerk: „Ver- muthlich dürften auch die Wiesen im Todsfeld aus dieser Episode (gemeint ist eine Fehde zwischen den Herren v. Egloffstein einer- seits und dem Burggrafen von Nürnberg sowie den Bischöfen von Bamberg und Würzburg andererseits i. J. 1374) ihren Namen haben, den sie urkundlich schon 1427 führten (Egl. Copialbuch 1559). „Wohl mag eine mit dem Terrain unbekannte Streiterschar (es wurden noch in der neueren Zeit in diesen für Pferde ungangbaren Wiesen Hufeisen gefunden), also wahrscheinlich der Belagerer, in dieses ungangbare Terrain gedrängt worden sein und ihren Unter- gang daselbst gefunden haben.“ Auch die Bevölkerung erzählt, daß schon öfters Hufeisen und Knochen von Mensch und Pferd beim Ackern im Todsfeld gefunden worden seien. Ein solches Hufeisen ist über der Eingangstüre zum Forsthaus Egloffstein eingemauert zu sehen. Nach dem Volksmund aber sollen es schwedische und pappenheimische Reiter gewesen sein, die sich hier während des 30jährigen Krieges ein tödliches Treffen geliefert haben, was — wie Herr ORR. Leo v. Egloffstein, Bamberg, treffend bemerkt — schon rein äußerlich unmöglich ist (wegen der Enge des Tales und der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens). Der verdiente Heimat- forscher Herr Pfarrer i. R. Theodor v. Stockhausen, Gräfenberg,

der sich ebenfalls mit dem Namen Todsfeld befaßte (Nordbayer. Zeitung vom 5. 10. 38) veröffentlicht eine mir bisher unbekannt gewesene Volksmeinung, indem er schreibt: „Die einen erzählen, daß man im Tal ein kleines Hufeisen vermutlich, wohlgemerkt vermutlich, eines Hunnenpferdes gefunden. Demnach müssen Hunnen in dies unwegsame Tal eingedrungen und von den Deutschen erschlagen worden sein. Trotzdem geschichtlich feststeht, daß die Hunnen bei ihren Einfällen nach Westen immer ihren Weg südlich der Donau nahmen.“

Daß die Bezeichnung Todsfeld nur eine Entstellung des Flurnamens „Thosfälle“ ist, ergibt die Prüfung verschiedener urkundlicher Formen, der Vergleich mit ähnlichen Namen und — die Betrachtung des Geländes. Treffende Beispiele ähnlicher Namen führt v. Stockhausen a. a. O. an: Im Flurgebiet von Dachstadt-Walkersbrunn (ebenfalls B.A. Forchheim) fließt aus dem „Dutzbrunnen“ am Zotacker (d. i. Sotten- oder Suttacker; Sutte = sumpfiges Land!) der „Thüsserbach“; der Weg, der von der genannten Quelle kommt, endigt in dem Ort Guttenberg (bei Gräfenberg) und heißt dort Thüssergasse. Demnach ist der „Dutzbrunnen“ nichts anderes als Thüssbrunn. Dieselbe Bezeichnung führt Thuisbrunn (die frühere Schreibweise gleicht der mundartlichen Form Thüssbrunn), die an den Dietersberg anschließende Nachbargemeinde von Eglöfstein. Von diesem Ort kommt der Thuisbrunner Bach.

Vollmann, Flurnamen-Sammlung, erwähnt S. 35 den „Diessenbach“ (ältere Form: ze dem diezenden bach) von mhd. diezen = tosen; Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch) S. 459 diessen von ahd. diuzan, mhd. diezen = laut tönen, rauschen, tosen, S. 279 Tissen („alle Tissen liegen am fließenden Wasser“), S. 49 „Dossbrunn = weiher, = bach. Hierher gehört auch der ON Doos in der Fränk. Schweiz, urkundl. 1421 zum doos = der Ort am Wasserfall. Im Flurgebiet von Ebermannstadt (Fränk. Schweiz) finden wir gegen Rüssenbach zu den „Disbrunnen“, 1516 (Nürnberger Staatsarchiv) und 1743 (Urbarium im Stadtarchiv Ebermannstadt) als „Dussbrunnen“ (s. oben!), Dussbrunnen und am Dussbrunn beurkundet (Dr. Chr. Beck, Ebermannstädter Heimatbuch S. 110). Hierher gehört auch der fälschlich Diebsbrunnen genannte Disbrunnen im Gebiet des Münchberger Stadtwaldes, nahe der Ortschaft Walpenreuth/Fichtelgebirge.

Daß auch der Flurname Todesfeld „Thosfälle“ heißen müßte, ergeben die urkundlichen Formen „Hammer im Thos“ (U 1507), jetzt noch „Hammerthos“ amtlich geschrieben, und „Feld im Tods“, U 1710 (also Feld im toz entsprechend der mhd.-Form dôzen und der heutigen mundartl. Form dozfeld). Und daß es Thossfäll(e) und nicht -feld heißen muß, beweist zur Genüge die Tatsache, daß die vielen Felder in der Flurnamen-Sammlung Eglöfstein im Vm

ausschließlich Acker, niemals aber Feld genannt werden! Lediglich das „Todsfeld“ — das dem allgemeinen Gebrauch entsprechend also Todsacker oder Todsäcker genannt werden müßte — macht hier eine und zwar die einzige Ausnahme. Also Thosfäll (die Mundart spart das Auslaut -e) und nicht Todsfeld!

Die letzten Zweifel aber über die Herkunft des umstrittenen Namens schwinden, wenn man das „Todsfeld“ betritt. Der von der Höhe des Dorfes Thuisbrunn kommende Bach, der Thuisbrunner Bach, der sich später in die Trubach ergießt, stürzt im „Todsfeld“ über eine romantische Felsgruppe und bildet dort in Zeiten der Schneeschmelze oder ausgiebiger Regengüsse einen tosenden Wasserfall, wovon nicht zuletzt das durch Ausspülung tief ausgehöhlte Erdreich am Fuße der Felsgruppe deutlich Zeugnis ablegt.

Daß es auch im „Todsfeld“ spukt, ist bei der Nähe des sagenumwobenen Dietersberges kein Wunder. Wieder ist es die irrende Seele, die keine Ruhe finden kann und der Erlösung harret: „Als einmal ein Mann durchs Todsfeld spazieren ging, konnte er plötzlich neben sich einen kräftigen Nieser hören. „Helf Gott!“, hat er darauf gesagt und hat sich umgeschaut, wer das wohl gewesen sein mochte, konnte aber keinen Menschen sehen. Gleich darauf hörte er den Nieser zum zweiten Male und zwar noch näher als zuvor. „Helf Gott!“, sagte er wieder — und war ganz erstaunt, als er wiederum keinen Menschen neben sich sah. Als ers aber zum dritten Male hörte, da wurde er zornig und schrie voll Wut: „Helf dir Gott in'n Himmel nauf! Wennst runterfällst, kommst nimmer nauf!“ Wie erschrak er aber, als neben ihm eine dumpfe Stimme sagte: „Gott sei Dank! Nun hast Du meine Seele erlöst!“ (Luise Schmidt, Sagensammlung der Schule Egloffstein.)

Der südöstliche Teil des Dietersberges und dessen Abfall zum „Todsfeld“ heißt *Kugelspiel*, Pl. Nr. 267—318. Vm: Kuglschb(i)l. Urkundl. Formen: Grenzbeschreibung 1809 „der Platz Kogelspiel genannt“; F 1808 „Der Kugelstein oder das Kugelspiel, gut Feldt“ „Der Vm. hat dafür eine etwas naive Erklärung: Im 30jährigen Krieg hätten die Schweden von dieser Höhe aus den gegenüberliegenden Feind beschossen. Kugeln seien hin- und hergeflogen: Kugelspiel! Daß es in der Flurmarkung noch ein Kugelspiel (nämlich NW 1076/77) gibt, ist allgemein unbekannt. Der Besitzer kennt den Namen von seinem Kataster her, nennt seine Fluren dort aber „bossanger“ Daß es sich hier nicht um den Platz eines Spieles handelt, sagt uns die Form „Kugelstein“ Der Name ist demnach zu deuten als Kugels-Bühl, wobei Kugel (Gugel) oder Kogel Bergkoppe bedeutet. Daß — woran man auch denken könnte — eine Grenzbestimmung durch die rollende Kugel wie beim Flurnamen Kugelmark (Vollmann S. 47) nicht namengebend gewesen sein kann, beweist das schon erwähnte zweite Kugelspiel, etwa in der Mitte der Flurmarkung gelegen. Dagegen spricht für die Deutung Kugels-

bühl = Bergkoppe der Umstand, daß auch diese zweite „Kugelflur“ auf einer Höhe, dem sog. Webersknock, liegt. Übrigens dürfte auch die von dem Besitzer gebrauchte Bezeichnung „bossanger“ auf Erhöhung, Buckel hindeuten (vgl. Buck S. 41, Vollmann S. 22).

In der Nähe jeder Kultstätte befindet sich stets auch eine Quelle. Auch hier beim Dietersberg fehlt sie nicht. Sie trägt bezeichnenderweise den Namen „Gesundheitsbrünnele“ und liegt am Bergeshang nächst einem Steinbruch. Daß man ihrem Wasser heute noch heilkräftige Wirkung zuschreibt, läßt erkennen, welche Rolle sie einstmals gespielt haben mag. „Hat man eine Krankheit, so muß man in einer Nacht, da der Vollmond zum Abnehmen übergeht, aus dieser Quelle einen frischen Trunk holen und wenn der Mond dann alle Tage mehr abnimmt, so wird auch die Krankheit alle Tage weniger werden.“ (Luise Schmidt, Sagensammlung der Schule.) Ein Gesundheitsbrünnele befand sich auch bei Plannummer 36 (am Nordhang des Dietersberges). Diese Quelle aber ist seit dem Bau der Egloffsteiner Wasserleitung verfallen.

Der „*Teufelsgraben*“ am NW-Abfall des Dietersberges könnte zwar seinen Namen von teuf, tuif, ahd. tief haben, die Ma.-Form „deiflsrom“ aber läßt vermuten, daß auch er mit dem ehemaligen Kultplatz im Zusammenhang steht. Wie eingangs bereits erwähnt, suchten die Bringer der christlichen Lehre unseren Vorfahren den Aufenthalt an den geweihten Plätzen dadurch zu verleiden, daß sie diese als Teufels- und Drudenorte verschrieten. Und tatsächlich haben im Teufelsgraben, der die Plannummern 460—550 umfaßt und neben Wald und Ödung auch Ackerland umschließt, nach der Meinung des Volkes die „Teufel ihre Wohnung“ und die Volkssage berichtet: „In alter Zeit hat sich nachts auf dem Weg hinterm Schwedenknock (nördl. von Dietersberg gegen den Ausgang des Teufelsgrabens zu gelegen) ein Teufel herumgetrieben. Einmal wollte dieses Ungetüm einen Bauern, der nachts zwischen 11 und 12 Uhr diesen Weg ging, überfallen. Der Bauer war aber gefaßt und hieb so lange auf den Teufel ein, bis er zu Boden fiel. Seit der Zeit heißt der Weg auch Teufelsgraben.“ (Schülerniederschrift von Kuni Schüpferling, Egl.) Noch in mancher anderen Egloffsteiner Volkssage spukt der Teufel. Der nachstehenden Erzählung aber ist, glaube ich, besondere Bedeutung zuzumessen: „Drei Männer unterhielten sich unterwegs darüber, daß das Geld doch unbedingt das höchste Gut sei. Auf einmal stand ein Fremder neben ihnen und sagte, er wisse, wie man zu viel Geld komme. Die drei baten um Aufklärung und hörten sehr interessiert zu, als der Fremde erzählte: „Wenn ihr in einer Stunde drei Friedhöfe ablaufen könnt, nachher wirds schon richtig werden!“ — Sie ließen sich nicht zweimal sagen, fingen beim Thuisbrunner Friedhof an, gingen nach Egloffstein (sicherlich der alte Friedhof um die Kapelle des Dietersberges!) und der dritte Friedhof war der von Affalterthal. Als sie

diesen wieder verließen, hockte ein kleines Männlein am Weg und drückte ihnen einen Steinkrug in die Hand. Die freuten sich riesig, denn das mußte er ja sein, der Schatz. Unterwegs aber wurde der Krug immer schwerer, so daß sie mit dem Tragen abwechseln mußten. Endlich waren sie daheim. Voll Spannung wurde der Krug in der Stube aufgemacht. Da fuhr ein Etwas heraus und rumpelte sofort hinter den Tisch in die Ecke — es war der Teufel. Was der den Bewohnern alles antat, war schrecklich. Erst als der herbeigeholte Priester alle Ecken und Wände mit geweihtem Wasser bespritzt hatte, verließ der Teufel mit einem entsetzlichen Schrei das Haus. (Schülerniederschrift von Luise Schmidt.)

In der Gegend des Teufelsgrabens haust übrigens noch eine andere bekannte Spukgestalt: der Hund mit den feurigen Augen. Er läuft auf der Thuisbrunner Leite (d. i. der Weg vom Arlesbrunnen quer über den Nordhang des Dietersberges nach Thuisbrunn) den Leuten über den Weg. (Mitteilung des Frh. Leo v. Egloffstein, Bamberg).

Neben dem Teufelsgraben liegt das Flurstück „*der Tanzer*“ Vm: „*danzer*“, Pl. Nr. 476—483, Ackerland und Ödung. Urkundlich: Sp 1710 „*Feldt ufn Dantzer*“; f 1808 „*Feld im Teufelsgraben oder Tanzer genannt*.“ „Das Volk erzählt, daß hier auf diesem Platz die Teufel, die im Teufelsgraben ihre Wohnung hatten, ihre Tänze aufführten“ (Fl.-N.-S. Egl.). Möglicherweise bezeichnet dieser Flurname tatsächlich einen Tanzplatz, d. h. einen Platz, auf dem früher die häufig im Freien stattgefundenen Volksspiele veranstaltet wurden (Vgl. Vollmann, S. 55!). Damit wäre ein weiterer Beweis für das Bestehen einer Kultstätte auf dem Dietersberg gegeben.

Ein noch ungeklärter Flurname ist „*das Rußland*“, auch „*Russen-Acker*“, Pl. Nr. 319/20. Vm: russland. Kleine Flurstücke heißen mit Vorliebe „*Land*“, vgl. Buck S. 153. Was soll aber Russ bedeuten? Sollte der P. N. Ruzzo, der in vielen mit Russen anhebenden Namen steckt, auch hier vorhanden sein? Eine urkundl. Form in Archivalien konnte ich nicht finden. Es ist also anzunehmen, daß der Flurname erst nach 1809 entstand, so daß es auch nicht unmöglich wäre, daß im Zusammenhang mit den Napoleonischen Kriegen dieser Flurname neu gebildet wurde. Doch sollen Russen, wie Lehrer Angerer in der Flurnamensammlung erwähnt, in Egloffstein und Umgegend nie gewesen sein. — Der Acker ist Grenzacker an der Flurgrenze gegen Thuisbrunn; daraus erklärt es sich, daß auf ihm die in der Sagenwelt häufig wiederkehrende Gestalt des ruhelosen Grenzsteinversetzers umgeht. Der Vm erzählt: „Das Russland ist ein Acker auf dem Dietersberg. In früherer Zeit soll dort oben gar viel Unrecht geschehen sein. Die unsauberen Geister sollen sich dort jetzt noch herumtreiben und einem als Licht erscheinen. Kommt man aber näher heran, so sieht man einen feurigen Mann, der einen riesengroßen Markstein auf seinem Buckel

schleppen und mit diesem ruhelos umherwandern muß. Man sagt, er hätte früher Marksteine in unrechter Weise versetzt und — unrecht Gut gedeiht eben einmal nicht! (Luise Schmidt, Sagensammlg.)

Dunkel ist der Flurname: *Das Schwarmfeld* (auch Schwarmacker), Pl. Nr. 371—380, am Teufelsgraben gelegen. Vm: schwarmagger; urkundl. U 1710: Schwarmfeld auf dem Dittersberg; F 1808: der Schwarmacker. Das Flurstück ist aufgeteilt in lange, gebogene, schmale Äcker.

Der Nordosthang des Dietersberges trägt die Bezeichnung „*die Taschen*“, Vm: die daschn. Pl. Nr. 230—309, Wald und Ackerland. Urkundl. Formen 1710, 1808 und 1809: die Taschen, 1577 aber: Daschenleite. Nach Vollmann, S. 21 bezeichnet Tasche eine Vertiefung, womit in unserem Fall der Abfall des Dietersberges ins Trubachtal gemeint sein dürfte. Wahrscheinlicher erscheint mir jedoch, daß Taschen zu deuten ist als „Die Aschen“, entstanden aus „D Aschen“ Wenn auch der mundartliche Ausdruck für die Esche „eschn“ ist, so brauchen einige Dorfalte — wie mir die Herren Lehrer Angerer und Winterstein berichten — dafür auch noch vereinzelt die Bezeichnung „Aschn“ Tatsächlich stehen in der Flur „Taschen“ einzelne Eschen und die ältere Dorfbevölkerung erzählt, daß dort in früheren Zeiten viele Eschen gestanden hätten!

Die übrigen Flurnamen des Dietersberges sind unwesentlich; sie seien lediglich der Vollständigkeit halber erwähnt: Neugeländer, Melm, Zwerchäckerlein, Sachsenacker, (PN. Sachs), Geckenacker (wohl PN. Geck), Reuth, Nußbaumacker, Hopfengarten, Holzacker, Winterleite (auch Weiße Leite, am Nordabfall).

### Quellen:

Flurnamensammlung der Gemarkung Egloffstein, gefertigt von Lehrer Angerer 1935.

Sagensammlung der Schule Egloffstein, überlassen von Lehrer Angerer.

Chronik der vormaligen Reichsherrn jetzt Grafen und Frhrn. von und zu Egloffstein von Gustav Frhr. v. u. z. Egloffstein, Aschaffenburg 1894.

Schriftl. Mitteilungen von Herrn ORR. Leo v. Egloffstein, Bamberg.

Th. v. Stockhausen „Berichtigte Irrtümer“, Artikel in der Nordbayer. Zeitung vom 5. 10. 1938.

Urkunden im Staatsarchiv Bamberg und zwar:

Sp 1710 = Egloffst. Lehensspecification von 1710, Nr. 8213.

F 1808 = Fin.A. Neunkirchen a. Brand: Steuerdistrikt Egloffstein Nr. 110.

St 1809 = Steuerkataster Egloffstein, Nr. 116.

Urkunden im Egloffsteinischen Familienarchiv zu Kunreuth:

U 1507 = Urbar 1507, B 1

U 1577 = Urbar 1577, B 2

U 1710 = Urbar 1710, B 3.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Lehrer Angerer-Egloffstein, der allezeit zu Auskünften bereit war und auch in lebenswürdiger Weise mich bei den Flurbesichtigungen und Mundartaufnahmen an Ort und Stelle führte, sowie Herrn Amtskastner Pollig-Kunreuth für das Entgegenkommen bei der Durchsicht des Egloffstein'schen Archivs in Kunreuth.

## Zur einstigen Verwendungsart der späthallstattzeitlichen sog. „Stöpsel“-Hohlringe.

Zwischen der verhältnismäßigen Häufigkeit der späthallstattzeitlichen sog. „Stöpsel“-Hohlringe und der Tatsache, daß darüber, wie sie einst tatsächlich in Verwendung standen, eigentlich recht wenig Klarheit herrscht, besteht eine offenbare Unstimmigkeit. Die immer wohl noch üblichste Auffassung sieht in ihnen Ohrschmuck im Sinne „echter Ohringe“, also solcher, die in den Ohrläppchen eingehängt getragen wurden, hauptsächlich davon ausgehend, daß sie sich häufig „dicht zu beiden Seiten des Schädels“ von Bestattungen finden. Es fehlt aber nicht an einwandfreien Feststellungen und entsprechenden Hinweisen, daß mit dieser Deutung das Anwendungsgebiet entschieden zu eng umzirkelt ist.

Aber zunächst abgesehen von diesen Hinweisen — es wird auf solche weiter unten noch eingegangen —, drängt sich bei eingehenderer Überlegung unter Berücksichtigung der bezüglichen Gegebenheiten die Unwahrscheinlichkeit geradezu von selbst auf, alle diese Schmuckstücke seien im erwähnten Sinne getragen worden.<sup>96)</sup>

Die sachliche Würdigung der rein technischen Umstände schon muß hier Bedenken erwecken. Die Bezeichnung „Stöpsel“-Hohlringe bezieht sich bekanntlich darauf, daß das dünnere, oft drahtförmig zusammengebogene und spitz zulaufende eine Ende in dem röhrenförmigen, verjüngten anderen Ende des Ringes steckt; nun ist aber dieses umschlossene Ende oft so lang, daß es in Anbetracht der aus der Rundung des ganzen Ringes und der starken Querverwölbung sich ergebenden außerordentlichen Starre praktisch, d. h. technisch nicht möglich ist, die Enden soweit auseinanderzuziehen, als es das Einhängen in das durchlochte Ohrläppchen erfordern würde. Bei einem derartigen Versuch würde die gewaltsame Überwindung der Wölbungsspannungen unfehlbar Knickungen, kurz starke Beschädigungen des Ringes verursachen, zumal fast aus-

nahmslos dünnstes Material verwendet ist; aber selbst wenn auch die Enden einander nicht — ineinandergesteckt — überragten, sondern nur berührten, würde dieser Fall eintreten. Als eine andere Möglichkeit, diese Ringe ins Ohr einzuhängen, könnte angenommen werden, daß das dünnere Ende nach innen gedrückt, aus dem es umfassenden anderen Ende herausgehoben und der Ring seitlich so weit verdreht würde, als es zum Einhängen erforderlich ist. Eine solche seitliche Drehung wäre zwar praktisch möglich, aber nur in einer beschränkten Zahl von Fällen, denn häufig umschließt das eine Ende das andere dünne allseitig, so daß also ein solches Herausheben des letzteren nicht möglich ist.

Weiterhin würde bei der Gestaltung die Bestimmung zu echten „Ohringen“ darin Ausdruck gefunden haben, daß der Teil des einen Endes, der innerhalb des Ohrläppchens zu liegen käme, in entsprechender Länge gleichmäßig verjüngt gehalten worden wäre; öfters ist ja eine solche Formgebung vorhanden, — wie auch Exemplare aus dem Dietersberg-Schacht erkennen lassen —, aber ebensooft ist das betreffende Ende verhältnismäßig dick, in kurzer, rascher Verjüngung, dazu noch die scharfen Kanten an der Innenseite einander nicht berührend, gehalten.

Neben diesen technischen Gegebenheiten muß auch noch die oft große Anzahl, in der diese Schmuckstücke bei den einzelnen Toten angetroffen werden, Zweifel an der ehemaligen Verwendung als echte „Ohringe“ auslösen,<sup>99)</sup> und der hin und wieder vertretenen Ansicht, diese Ringe seien vielleicht zu mehreren in einem eigentlichen Ohrring hängend getragen worden, kann nur der Wert einer reinen Vermutung beigemessen werden, denn es liegt m. W. kein gesicherter Ausgrabungsbefund oder sonstiger Nachweis vor, auf den sie sich stützen könnte.<sup>100)</sup>

Es mangelt aber, wie bereits erwähnt, keineswegs an wohlfundierten Anhaltspunkten und entsprechenden Hinweisen, die uns der Erkenntnis des wirklichen Sinnes eines Großteils dieser Schmuckringe wesentlich näherzubringen imstande sind.

Schon Naue gibt der Meinung, daß die allgemein als „Hohl-ohrringe“ bezeichneten Schmuckstücke keine eigentlichen „Ohr-ringe“ sind, überzeugenden Ausdruck gelegentlich seiner Besprechung der Darstellungen von Frauengestalten auf der Bronzesitula von Wetzlach (Gmde. Virgen, Tirol) und deren Kopfschmuck.<sup>101)</sup> Naue stützt<sup>102)</sup> seine diesbezügliche Auffassung auf einen Fund (jetzt Vor- und Frühgeschichtl. Staatssammlung München, 11984), welchen er 1890 in einem Grabhügel der Hallstattzeit (Hügel III der betreffenden Gruppe) bei Staufersbuch, Lkr. Beilngries, Opf., machte: „Hier lagen zur linken und rechten Kopfseite eines weiblichen Skelettes, von den Schläfen herabgehend, je vier aus Bronzeblech hergestellte Ohringe auf- und nebeneinander und zwar so, daß sich der kleinste oben, der größte unten befand (m.

Abb. 6 auf Taf. VI). Daß diese vier resp. acht Ohringe gegen den gewöhnlichen Gebrauch nicht in den Ohrläppchen eingehängt getragen wurden, unterliegt keinem Zweifel“ usw. „Weil nun die Ohringe in der oben angegebenen Weise zu beiden Kopfseiten lagen, glaube ich mich vielmehr zu dem Schluß berechtigt, daß je vier derselben durch ein Band oder eine Schnur übereinander befestigt und so zu einem Ohrschmuck vereinigt waren, welcher über die Ohrmuschel gehängt wurde.“ Auch Reinecke gibt bezüglich dieses Fundes einer ähnlichen Meinung Ausdruck: „Wohl Schläfenschmuck“,<sup>103)</sup> und auch seine ausdrückliche Feststellung a. a. O., S. 147 stützt sich vermutlich auf Naues Befund: „daß sich gelegentlich derartige Ringe in Mehrzahl an den Schläfen fanden und dann offenbar im Sinne von Schläfenringen getragen worden waren.“ Durch die genaue Beobachtung der Art, wie in diesem Falle die Hohlringe zu der Leiche situiert im Boden lagen, war zumindest der Nachweis erbracht, daß sie nicht im Sinne echter „Ohringe“ getragen worden sein können, und darüber hinaus ein wesentlicher Schritt in Richtung einer Klarstellung der wirklichen Verwendung dieser Ringe getan, wenn dabei auch die Nebenfrage offen bleiben muß, ob Naues Schlußfolgerungen bezüglich der Art des auf der Wetzelscher Bronzesitula dargestellten Kopfschmuckes zutreffen. Denn offensichtlich besteht dieser aus einem einzigen Stück und ist formlich ganz anders beschaffen als der „aus einzelnen Hohlringen zusammengefügte“ der Bestattung von Staufersbuch seiner notwendig sich ergebenden Gestaltung nach aussehen würde. Außerdem ist auch das vermutliche Tragen dieses wie jenes Schmuckes „über die Ohrmuschel gehängt“ bei genauerer Überlegung wenig einleuchtend.

Naheliegender dagegen ist es, sich anstelle von dem „Band“ oder der „Schnur“ Naues als Befestigungsmittel der einzelnen Staufersbucher Ringe untereinander eine entsprechende Haarpartie zu denken; damit wird auf die natürlichste Art der aus so unabweislichen Erwägungen heraus als „Ohrgehänge“ abzulehnende Schmuck zum „Haarschmuck“ und es sind zugleich die mannigfaltigsten Möglichkeiten einstiger Kombinationen der Haartracht mit einzelnen wie auch beliebig vielen dieser Ringen (oder verwandten, bisher gleichfalls als Ohrgehänge gedeuteten Schmuckstücken) eröffnet, wodurch auch die bei den einzelnen Bestattungen so unterschiedliche Anzahl der beigegebenen derartigen Ringe sich zwanglos erklären würde.<sup>104)</sup>

Ganz nahe an eine Deutung in diesem Sinne ist Ludwig Bella (Oedenburg) herangekommen, aber offenbar ohne sich dessen bewußt geworden zu sein; er äußert sich bei einer Besprechung der „Varisberger Urne“<sup>105)</sup>: „Drei dieser Figuren bringen unzweifelhaft Frauen zur Darstellung, darauf weisen je drei an beiden Seiten des Halses eingeritzte (eingeprägte?) Kreise hin, welche ent-

weder die Haarlocken oder die in denselben eingezogenen großen Perlen andeuten, evtl. auch ineinander hängende Ohringe darstellen können.“<sup>106</sup>) (Bei den Frauendarstellungen auch anderer bei Oedenburg, westl. vom Neusiedler See, aus Brandhügelgräbern der Hallstattzeit stammenden Kegelhalsurnen mit figuralen Szenen finden sich rechts und links unterhalb des Kopfes diese eingestempelten kleinen Kreise, so auf einer dieser Urnen — es ist die bekannte Webstuhldarstellung — zu je dreien wie auch zu je zweien auf jeder Seite, abgebildet in: M. Hoernes, „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa“, im Kapitel „Kulturkreise und Entwicklungen der Eisenzeit“, „c. Zeichnungen auf Tongefäßen.“) Bezüglich ähnlicher Darstellungen auf einer anderen Urne des gleichen Gebietes, die Hoernes behandelt, spricht er von „langen Ohrgehängen oder Schläfenlocken.“ (Abgebildet ist dieses Gefäß in Mitt. d. Anthr. Ges. Wien XXI, Taf. VIII, Fig. 1 und 2.)

„In den Haarlocken eingezogene große Perlen“ haben nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich und verschiedene Umstände sprechen gegen eine derartige Annahme. Vor allem hätten sich solche „große Perlen“ schon in Gräbern in einer Situation zum Schädel vorfinden müssen, welche die Deutung Bellas zu stützen geeignet wäre.

Es ist jedoch naheliegend, anzunehmen, daß mit den eingestempelten kleinen Kreisen, von Bella „eventl. als ineinander hängende Ohringe“, von Hoernes als „lange Ohrgehänge oder Schläfenlocken“ gedeutet, nichts anderes zur Darstellung gebracht werden sollte als eben die fraglichen „Bronze-Hohlhöringe“, und daß diese in den Haarlocken eingezogen oder in's Haar eingeflochten an den Seiten des Kopfes getragen wurden. Die reihenweise Anordnung der entsprechenden Kreise zu beiden Seiten des Halses auf den betr. Urnen, unterhalb des ja selbst nur als etwas größerer Kreis angedeuteten Kopfes, entspringt weniger dem Unvermögen zu wirklichkeitstgetreuer Wiedergabe, das Streben nach einer solchen lag einfach nicht in der Stilrichtung der betreffenden geometrisch-schematisierenden Darstellungsweise.

Von größter Bedeutung für die Beurteilung der tatsächlichen ehemaligen Verwendungsart dieser Hohlringe ist ein neuerer, eigenartiger und dabei außerordentlich klarer Ausgrabungsbefund, den die Untersuchung der ungewöhnlichen Hügelgrabanlage bei Kriegensbrunn, Ldkr. Erlangen, durch H. Hornung erbracht hat.<sup>107</sup>) Es handelt sich hier um Bruchstücke eines menschlichen Schädels, an welchen die durch Feuereinwirkung konservierte, wie „angeschmorte“ Kopfhaut noch haftet; oberhalb der Ohrgegend finden sich, senkrecht übereinander, die unverkennbaren Abdrücke von je sechs der fraglichen Hohlringe, und in diesen Abdrücken außerdem vollständig in Oxyd verwandelte Fragmente derselben. Die Anordnung der Ringe ist ganz deutlich zu erkennen: Sie lagen dach-

ziegelartig übereinandergreifend, der kleinste oben, der größte unten, also ganz analog dem Funde Naues von Staufersbuch, nur mit dem Unterschied, daß bei letzterem die betr. Ringe „von den Schläfen herabgehend“ lagen. Hornung zieht auch den entsprechenden Schluß aus diesem Befund, „daß diese Ringe als Haarschmuck benutzt worden sind, während man sie bisher lediglich als Ohringe betrachtet hat“ (a. a. O. S. 10). (Bemerkenswert in unserem Sinne ist ferner „Fund 102 und 103“, auf beiden Seiten des Schädels je sechs Bronzehohlringe“ (S. 6). Außerdem fanden sich in noch 9 Fällen innerhalb der gesamten Grabanlage solche Ringe einzeln und zu mehreren.) Mit diesem Funde ist also der unzweifelhafte Nachweis erbracht, daß die betr. Hohlringe, zumindest im vorliegenden Falle, in besonderer Weise als Haarschmuck gedient haben und nicht als „Ohrgehänge“, auch nicht im weiteren Sinne der Naue'schen Deutung.

Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß diese Ringe nicht im ganzen Verbreitungsgebiet und während der ganzen Dauer der Späthallstatt-Stufe in völlig gleichbleibender Weise getragen worden waren; „Moden“ gab es und gibt es, seit Frauen sich schmücken (also von Urbeginn der Menschheit an). Die reiche Entfaltung, welche der Schmuck gerade in der letzten Phase der Hallstattzeit erfährt, schließt als selbstverständlich eine entsprechende, modisch gestufte Entwicklung der Tracht im allgemeinen und der schon immer so wichtig gewesenen Haartracht im besonderen in sich und mit dem Wechsel, wie auch bedingt durch regional gebundene Verschiedenheiten der letzteren, wird auch die Art variiert haben, wie diese als Haarschmuck hervorragend geeigneten, federleichten Ringe getragen wurden. So ist es gut denkbar, daß sie sowohl in besondere Haarpartien eingeflochten an den Schläfen herabhängend (Naues Befund von Staufersbuch), wie auch zu anderer Zeit oder in anderer Gegend oberhalb der Ohren getragen worden seien, wie es H. Hornungs Fund von Kriegenbrunn als erwiesen erscheinen läßt. Im übrigen gehört tatsächlich wenig gestaltungsfähige Phantasie dazu, sich über diese Kombinationen von Haartracht und rötlichgoldenen glänzender Bronze<sup>108</sup>) hinaus noch andere reizvolle Möglichkeiten im Rahmen dieses so dankbaren Gebietes vorzustellen, die sich stilistisch ebenso harmonisch in das Bild der schmuckfreudigen Gesamttracht der hier in Frage kommenden Kulturphase einfügen.

Aber auch in Bezug auf andere, gemeinhin als „Ohrgehänge“ betrachtete Schmuckstücke — von Ring- oder Hängezierrat-Charakter — müssen Bedenken an der Richtigkeit dieser Auffassung aufsteigen, zieht man wieder die Anzahl in Betracht, in der sie sich erwiesen als nur zu einer Bestattung gehörig finden, obwohl die Gestaltung an sich die Annahme von echtem Ohrschmuck zweifellos recht nahe legen würde.

Da aber hier jegliche Befundsnachweise für eine Beurteilung der wirklichen ehemaligen Verwendungsart fehlen, ist es nicht möglich, hierüber mehr als Vermutungen auszusprechen, denen nur ein gewisser Wahrscheinlichkeitswert eignet. So wäre gut denkbar, daß derartige Zierate mit diademartigen Stirnbändern oder sonstigem Kopfschmuck aus organischem — und heute längst vergangenen — Material kombiniert getragen wurden,<sup>109)</sup> womit sich der Begriff „Ohrgehänge“ auf „Kopfschmuck“ erweitern und eben die der ersteren Vorstellung so hinderliche jeweilige Anzahl der betreffenden Schmuckstücke ebenfalls völlig zwanglos eine Erklärung finden würde.

Und gerade wieder die Hügelgrabanlage von Kriegenbrunn erbrachte auch sehr typische Beispiele gleichfalls gesichert nur je einer Bestattung zugehöriger Fundgruppen, welche für die Frage einer eventuellen Abgrenzung der Begriffe „Ohr-“ und „Kopfschmuck“ in diesem Sinne besonders geeignete Handhaben bieten; es erscheint deshalb denn auch wegen ihrer dem Dietersberg so benachbarten Lage und nicht zuletzt wegen der hier notwendigen Beschränkung naheliegend, vor allem die sich dort bietenden Befunde als Beispiele heranzuziehen.

Recht anschaulich ist hier „Fund 125, 126“: „Zwei offene Bronzegehänge, bandförmig, längsgerieft, in eine nach innen eingebogene Nadel sich verjüngend, mit einem Ringchen aus rundem Bronzedraht als Verbindungsstück eingehängt ein bommelartiges, dreieckiges Zierat“ (a. a. O. S. 4, Abb. Taf. 3). Diese Schmuckstücke können scheinbar kaum anders gedeutet werden, denn als echte Ohrgehänge, und doch muß die eingehendere Betrachtung der Fundgruppierung bezüglich der übrigen, ähnlichen Objekte des Grabinventars Zweifel an einer solchen Deutung auslösen; so lagen z. B. bei „Nebenbestattung D, Fund 19“: „zwei bandförmige Bronze-Ohrhänge, 15 cm über dem Halsringkragen“ (S. 7). Bei der gleichen Leiche fand sich aber auch ein drittes Exemplar (Fund 18) und außerdem ein „Ohrhänge“ der in Frage stehenden Art. Das gleiche gilt für „Nebenbestattung F, Fund 67, bandartiger, mit Längsriefen verzierter Ohrhänge (Fragment), Fund 68, (Taf. 6), zwei vollständige und viele Fragmente von mindestens vier gleichen Bronze-Ohrhängen“, überdies noch „drei Hohlohrringe, Fund 64“ Es muß auch auffallen, daß alle die aufgezählten „bandförmigen Bronzeringe“, einschließlich des, nur für sich betrachtet, mit so viel Wahrscheinlichkeit als echte „Ohrgehänge“ deutbaren Paares „Fund 125, 126“ große Ähnlichkeit untereinander aufweisen, sowohl in Bezug auf Größe, wie auch in der Verzierungsart mit Längsriefen oder vortretenden Leisten; diese Gleichartigkeit legt zwangsläufig die Annahme auch der gleichen Verwendungsart dieser Schmuckstücke nahe. Bei „Fund 125, 126“ verbleiben nur die Tatsache, daß es sich um ein völlig gleichgeartetes Paar handelt,

und die Ausgestaltung mit den Anhängern als Argumente zugunsten der Deutung als echte „Ohrgehänge.“<sup>110)</sup> Die Beweiskraft der anhängenden Zierate in dieser Richtung ist jedoch nicht sehr groß; häufig finden sich ja auch die besprochenen Hohlringe mit einer oder mehreren anhängenden Bommeln o. ä. versehen (auch Nr. 127 der im Dietersberg-Schacht gefundenen derartigen Ringe trägt ein Ringchen aus Bronzedraht). Die Neigung gerade des Menschen der Spät-Hallstattzeit, die Zierwirkung des Schmuckes, wo dies nur anging, durch allerlei Anhängsel zu erhöhen, ist ja genügend bekannt. Sie erstreckte sich selbstverständlich sowohl auf wirkliche Ohrgehänge wie auch auf Haarschmuck und Kopfschmuck im weiteren Sinne; das Vorhandensein dieser Anhängsel zwingt also an sich keineswegs zu einer Deutung der betr. Objekte als „Ohrhänge.“

Einer Annahme, es habe sich in all den angezogenen Fällen um Ohrgehänge gehandelt, steht also auch hier wieder in typischer Weise die unverständliche Anzahl der bei den einzelnen Bestattungen angetroffenen derartigen Schmuckstücke im Wege<sup>111)</sup>; im Sinne der obigen Gedankengänge aber als Teile oder Zubehör des Haar- oder Kopfschmuckes im allgemeinen betrachtet, wird, wie gesagt, das Vorhandensein beliebig vieler derselben auf natürlichste Art erklärlich.

Es ist zu bedauern, daß die Verhältnisse in den Schachthöhlen so geartet sind, daß wohl kaum mit einer Möglichkeit zu rechnen ist, hier könnten durch Situationsbeobachtungen Beiträge zur Vertiefung unserer Kenntnis des Zusammenhanges der in Frage stehenden Hohlringe, wie auch der verschiedenen Einzelformen der gesamten Gruppe verwandten Schmuckes mit der Haartracht oder dem Kopfputz und damit des tatsächlichen Sinnes dieser Zierate erbracht werden; in den vier Schachthöhlen, in denen bisher solche gefunden wurden, lagen sie ganz regellos in Situationen, die nicht mehr als die Zugehörigkeit zu den somatischen Resten erkennen ließen.

Jedenfalls wäre es wichtig und auch lohnend, durch weitere sorgfältige Beobachtungen bei Untersuchungen regulärer Gräber eine Klarstellung der vorstehend gestreiften Fragestellungen und damit eine wertvolle Erweiterung unseres Wissens um die damalige Tracht im einzelnen anzustreben.

## Bemerkungen.

- 1) Höhle A 17 am Nordhang des Pumperberges, wenig unterhalb der Kuppe, 1 km westsüdwestl. Gerhardsberg, Gmde. Schmidtstadt, Landkreis Sulzbach, Oberpfalz.
- 2) Die Altersstellung dieser Tongefäßtrümmer kann nach den seit damals wesentlich vertieften Einsichten heute mit Sicherheit als frühlatènezeitlich angenommen werden.
- 3) Glaubwürdige Zeugen haben mir berichtet, daß gelegentlich der Zugänglichmachung der „Appelhöhle“ dort gefundene zahlreiche Menschenschädel von fröhlichen Touristen mit dem Hinterhauptsloch auf die Spazierstöcke gespießt und so als Trophäen auf dem abendlichen Heimweg zum Bahnhof getragen wurden.

Prof. Dr. J. Ranke, der durch einen Artikel in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ vom 22. 2. 1890 auf diese Höhle aufmerksam wurde und sie alsbald besuchte, war hinsichtlich der Einlagerungsverhältnisse der vorgeschichtlichen menschlichen Skelettreste und sonstigen Funde auf die Angaben des Besitzers und Erschließers der Höhle, Schuhmachermeister Appel, angewiesen. Diese sicher nach bestem Wissen gemachten, aber eben dem gegebenen Rahmen der Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit entsprechenden Angaben war Ranke genötigt, seinem Aufsatz im „Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch.“, XXI. Jahrg., 1890, S. 162/163 zugrunde zu legen. Immerhin konnte er wenigstens noch einen Schädel und eine Schädelkalotte von Erwachsenen sowie den Schädel eines etwa siebenjährigen Kindes retten, alles andere war zur Zeit seines Besuches bereits versprengt oder zerstört.

- 4) Vollauf berechtigt, weil durch entsprechende Anhaltspunkte reichlich gestützt, erscheint die Annahme, daß diese Art von Vorzeithinterlassenschaften keineswegs auf das Gebiet der Frankenalb beschränkt ist, daß vielmehr sachgemäße Untersuchungen auch in anderen geographischen Räumen mit geeigneten geologischen Vorbedingungen zweifellos gleichgeartete Funde ergeben müssen. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Univ.-Prof. Dr. Andreas Pratje-Erlangen gelegentlich der an seinen Vortrag über die somatischen Reste aus dem Dietersbergschacht auf dem Anthropologen-Kongreß Tübingen 1937 sich anschließenden Aussprache den Hinweis auf ein unseren Schachthöhlenfunden analoges und ein weiteres, ihnen möglicherweise nahestehendes Vorkommen erhielt. Prof. Dr. A. Pratje hatte die Freundlichkeit, mir hiervon wie über die von ihm ausfindig gemachte bezügliche Literatur Mitteilung zu machen; das erstere der Vorkommen wurde in der „Erpfinger Höhle“, auch „Karlsöhle“ genannt, beobachtet, — „die Höhle sei aber bereits im vorigen Jahrhundert unsachgemäß ausgegraben worden“ —, das andere (Mitt. v. Dr. Hülle) in einer Höhle Thüringens. Das menschliche Skelettmaterial aus der letzteren — ihre genauere Örtlichkeit usw. ist Verf. z. Zt. nicht bekannt — sei jedoch sehr schlecht erhalten gewesen.

Auf das Vorkommen in der „Erpfinger Höhle“, einer wichtigen Parallele zu unseren Funden, ist S. 281 näher eingegangen.

- 5) Gerade der Umstand dieser vorzüglichen Erhaltung der menschlichen wie tierischen Skelettreste aus den betr. Schachthöhlen war es, der anfänglich des öfteren dem Glauben von Vertretern der Fachwelt an das tatsächliche Alter dieser Funde im Wege stand. Es sei auch hier empfohlen, sich vergleichsweise der diluvialen Tierreste, nicht nur der Groß-, sondern auch der Kleinfafauna angehörend, zu erinnern, die in ungestörten Teilen unserer Frankenalb-Höhlen — um bei diesen zu bleiben — oft frei zutage liegend oder kaum bedeckt, die denkbar beste Konservierung zeigen.
- 6) Walter Kersten, „Der Beginn der La Tène-Zeit in Nordostbayern“, Präh. Ztschr., XXIV. Bd. 1933. — ders., „Die Späthallstattzeit in Nordostbayern“, Bayer. Vorgesellschaftsblätter, Heft 12, 1934.
- 6a) Andreas Pratje, „Die prähistorischen Schädel aus der Dietersberghöhle in der Fränkischen Schweiz“, Verh. d. Deutschen Ges. f. Rassenforschung IX, 1938, S. 179—189.
- 7) Da ich und die genannten Mitarbeiter im Erwerbsleben stehen, konnten nur die Sonn- und Feiertage und die Samstag-Nachmittage aufgewendet werden; der Arbeitsanteil setzt sich wie folgt zusammen: Gg. Brunner = 2 Tage, H. Cramer = 3 1/2 Tage, R. Erl. = 16 1/2 Tage, F. Gries = 9 1/2 Tage, J. Muscat = 1 1/2 Tage, W. Ros = 16 1/2 Tage, P. Röder = 1 Tag, im ganzen also 51 1/2 Tagsschichten.
- 8) Es handelt sich eigentlich um eine „Pseudo-Horizontalhöhle“ als untergeordnete Gestaltung innerhalb einer typischen Spaltenhöhle; ihr Boden wird gebildet von Verwitterungsmaterialien, welche sich in der Hauptsache auf dem zwischen den Spaltenwänden verkeilten Blockwerk abgelagert haben. Derartige „Pseudo-Horizontalhöhlen“-Bildungen sind eine im Bereich der Frankenalb nicht seltene Erscheinung und der ebene Boden mancher vermeintlichen „Horizontal“-Höhle ist gleichfalls nur eine oberflächliche Verkleidung von Versturz-Blockwerk, das zwischen Spaltenwänden schwebend verkeilt hängt. Eine ganz ähnliche Bildung, wie sie im Dietersberg-Schacht vorliegt, stellt z. B. das „Klingloch“ in der „Esperhöhle“

- (Gem. Leutzdorf, Ldkr. Pegnitz) zwischen Burggailenreuth und Leutzdorf dar. Auch hier war ursprünglich der horizontale Boden eines Höhlenraumes auf dem Blockfortschreitenden Zerfalls eines Teiles dieses Blockwerks in Kleinschutt unter der Wirkung der Druck- bzw. Gewichtsspannungen stürzte es schließlich größtenteils in die Tiefe; die verkeilt oder versintert hängengebliebenen Reste lassen aber den ganzen Vorgang in sehr anschaulicher Weise erkennen.
- 9) Im späteren Verlaufe der Ausgrabung konnte die Ursache der starken Durchfeuchtung der erdigen Einlagerung festgestellt werden: die umfangreiche Felsgruppe, in welcher die Höhle liegt, zeigt oberhalb derselben einen gleichfalls ostwestlich verlaufenden, breiten Einschnitt mit ebener Boden aus Verwitterungsmaterial. Offenbar sammeln sich in der Tiefe dieses Einschnittes die Tagwässer und dringen durch allmählich geschaffene Sickerwege, talwärts strebend, etwas oberhalb der Stelle, wo sich der Unterkiefer zu Schädel Nr. 41, Nr. 41a, (siehe „Längsschnitt der S-W-Spalte“) an der südlichen Spaltenwand festgesetzt fand, in die Höhle ein. Besonders in der näheren Umgebung dieser Wasseraustrittsstelle war das humose, erdige Ausfüllungsmaterial zur Zeit der Ausgrabung in einen tiefend-nassen, schwarzen Brei verwandelt.
  - 10) Im Verlaufe der Ausgrabungsarbeiten in der Südwestspalte, beim Freilegen des Schuttkegelkernes aus zum Teil mächtigen Dolomitblöcken konnten hier in etwa 5 m Tiefenlage unter der Schachtsohle aus offensichtlich recht jungen, mulmig-humosen, braunen Einlagerungen zahlreiche Kleintierreste, der Mikromammilar- und Mollusken-Fauna angehörend, aufgesammelt werden; zugleich zeigte sich auch, daß die Zwischenräume des Blockhaufens dicht oberhalb dieses Horizontes von Ausfüllung freigeblichen waren und einen Durchblick in die Südostspalte gestatteten. Auch nach dem Gutachten Dr. F. Hellers sind diese Tierreste wesentlich jünger als diejenigen aus den Einlagerungen, welche in der Hauptsache die vorgeschichtlichen Hinterlassenschaften enthielten. Offenbar sind sie also mit dem braunen Mulm durch die ausfüllungsfreie Südostspalte hierher gelangt.
  - 11) Ihre räumliche Verteilung im einzelnen ist im „Schnitt durch die SW-Spalte“ zur Darstellung gebracht und eine diesbezügliche Beschreibung an sich erübrigt sich daher.
  - 12) Auch in anderen der untersuchten Schachthöhlen fanden sich Spuren solcher hinabgeschütteter Feuerbrände, besonders unmißdeutbar im „Klinglorh“ der Esperhöhle.
  - 13) Es handelt sich um mindestens 35 Individuen; diese Berechnung der Individuenzahl Dr. F. Stöckers stützt sich auf das bei der Ausgrabung der Fundstätte geborgene und in den Sammlungen der Naturhist. Ges. Nürnberg aufbewahrte Skelettmaterial; Touristen hatten jedoch vorher schon aus dem westlichsten, freien Raum der Südwestspalte, wo ja die vorgeschichtlichen Reste z. T. offen zutage lagen, „eine Anzahl von menschlichen Schädeln und Trümmern“ solcher mit fortgenommen. Die ganze Anzahl dieser Objekte ist nicht mehr feststellbar, da sie bedauerlicherweise zum größten Teil verloren gegangen sind; zwei Schädel (Nr. 220 und 221) und einige andere Reste kamen durch das anerkennenswert verständige Verhalten eines der Beteiligten, des Herrn X. Zirngibl, in den Besitz der Naturhist. Ges. Nürnberg.

Nach den in anderen derartigen Schachthöhlen gemachten Beobachtungen tritt im Verlaufe der Verteilung der einzelnen Skelettreste über den Schuttkegel und seine Ausläufer nach Verwesung der Weichteile, einer leicht verständlichen Gesetzmäßigkeit zufolge, eine natürliche Selektion in Erscheinung: Die Schädel rollen in der Regel am weitesten, bis an den Schuttkegelfuß, aber nur unter besonders günstigen Umständen mit noch anhaftendem Unterkiefer; kleine Knochen, wie die des Hand- und Fußskelettes u. ä. bleiben meist am Ort des Zerfalls der Leiche liegen. Die übrigen Skeletteile verteilen sich im dazwischen befindlichen Raum, je nach ihrer „Sperrigkeit“. Es ist demnach als wahrscheinlich anzunehmen, daß die Unterkiefer der vom äußersten Auslauf des Schuttkegels verschleppten Schädel schon weiter oberhalb der Lagerstätte der letzteren liegen geblieben waren. So findet die Differenz zwischen der Anzahl der bei der Ausgrabung geborgenen Schädel und Schädelteile und der bedeutend größeren Zahl von Unterkiefern eine natürliche Erklärung (siehe „Verzeichnis der Funde“). Eine wesentliche Verschiebung der festgestellten Individuenzahl nach oben dürfte also durch den Verlust der Schädel — so bedauerlich dieser an sich ist — nicht anzunehmen sein.

- 14) Es besteht immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß diesem Brauche wenigstens teilweise mehr zugrunde liegt als die ganz naheliegenden Motive wie z. B. die Neugierde, das Aufschlagen und Poltern in der Tiefe zu hören, ganz abgesehen selbstverständlich von den Fällen, in denen Steine systematisch in Höhlenschächte geworfen werden, entweder um diese aufzufüllen oder der Feld- und Waldwirtschaft hinderliche Steine auf bequeme Art loszuwerden. Beobachtet man aber, wie oft bejahrte Bauern z. B. gelegentlich der Führung zu solchen Höhleneingängen einen möglichst herzhaften Steinbrocken manchmal schon in noch größerer Entfernung von jenen aufnehmen — in ihrer näheren Umgebung sind sie ja im Laufe der Zeit rar geworden — und dann mit ernster Selbstverständlichkeit hinabwerfen, aber ohne jede Betonung irgend einer bestimmten Absicht, etwa daß dies nur geschieht, um mit der Falldauer die Tiefe des betr. Schachtes zu zeigen, so erinnert dieser Vorgang stark an den vielfach belegten und als uralte erwiesenen Brauch,

an besonderen Stätten — übrigens auch in den Eingängen von Horizontal-Höhlen — in ähnlicher Weise Steine zu häufen.

Eine diesbezügliche Möglichkeit besteht übrigens auch hinsichtlich des Dietersberg-Schachtes: Die Art, wie die ziemlich großen, flachen Steine der fundführenden Schicht (aber nicht unmittelbar den Resten der beiden menschlichen Leichen!) auflagen, machte ganz den Eindruck, als seien sie in ähnlichem Sinne hinabgeworfen worden, zumal sie ihrer Form nach als kaum von der Wandverwitterung der Schachtwände herstammend betrachtet werden können. Das gleiche gilt übrigens auch für die Massen von Steintrümmern, die einen wesentlichen Bestandteil der Halde in der SW-Spalte bildeten; daß sie nur zum geringsten Teil der raum-eigenen Schuttbildung zuzuschreiben sind — im Gegensatz zur alten Ausfüllung, deren horizontale Oberfläche der „alte Höhlenboden“ darstellte — läßt schon die Art der Einlagerung schließen. Offensichtlich begann erst mit dem Hinabstürzen der Leichen die Anhäufung auch dieser Steinmassen, die ohne die Voraussetzung menschlichen Zutuns innerhalb der wenigen in Betracht kommenden Jahrhunderte völlig unerklärlich wäre.

- 15) Die Unterteilung in „größere“ und „kleinere“ Art ist willkürlich, wurde aber als notgedrungener Unterscheidungsbehelf vorgenommen, da eine eingehendere Bearbeitung der betr. Reste noch aussteht; die große Anzahl meist vorzüglich erhaltener und einwandfrei datierter Skelettreste, besonders Schädel vom Hund aus den bereits untersuchten Schachthöhlen, läßt eine Spezialbearbeitung dringend geboten und lohnend erscheinen.
- 16) Die schalentragenden Mollusken im fränkischen Jura. Abh. der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, XVIII. Band, I 1909, p. 111.
- 17) Siehe Dorn P.: Erläuterungen zur geologischen Karte von Bayern. Blatt Gräfenberg Nr. 162, München, 1928, Oberbergamt, p. 60.
- 18) K. Hörmann, Abh. der Naturhist. Ges. Nbg., XXI. Bd., Heft 5, S. 200.
- 19) P. Reinecke, „Die erste La Tène-Stufe (A) im rechtsrheinischen Bayern“, Bayer. Vorgeschichtsfreund, Heft V. 1925.
- 20) Walter Kersten, „Beginn der La Tène-Zeit in Nordost-Bayern“, Präh. Zeitschr., XXIV. Bd., 1933, S. 147.
- 21) Diese Art Ringschmuck verdient aber über die Wertung als bequemen, zuverlässigen Datierungsbehelf hinaus unser Interesse, wie auch die nahe verwandten, zur selben Gruppe gehörenden Formen, als wichtige Bestandteile der Gesamttracht, der sie durch ihr zweifellos stark auffälliges Hervortreten ein besonders charakteristisches Gepräge verliehen haben mußten, mehr wie jeder andere Körperschmuck. Es ist deshalb in einem gesonderten Abschnitt etwas näher auf diese Schmuckstücke und ihre mögliche ehemalige Verwendungsart eingegangen; eine erschöpfende Behandlung kann aber aus naheliegenden Gründen hier natürlich nicht in Frage kommen, weshalb sich die betr. Ausführungen im wesentlichen auf die Heranziehung und Würdigung einiger weniger, aber charakteristischer Funde beschränken müssen.
- 22) Nr. 283 lag im Bereich des Durchschlupfes zwischen Nordwest- und Südwestspalte; durch die Projektion der Funde in einer Ebene im „Längsschnitt durch die SW-Spalte“ erscheint die Überdeckung bei diesem und einigen anderen der Objekte vom Auslauf der Halde aus Einlagerungsmaterialien höher als sie in Wirklichkeit war.
- 23) P. Reinecke in „Grabfunde der ersten Latène-Stufe aus Nordbayern“, A. u. h. V., S. 285 oben.
- 24) Über das Material dieser (wie auch anderer) Glasperlen finden sich in der Literatur öfters unrichtige und irreführende Angaben; um nur ein Beispiel herauszugreifen, spricht R. von Weinzierl, Prag, in „La Tène-Grabfunde von Liebshausen in Böhmen“ bei der Aufzählung der Funde von „gelben Korallen, mit weißblauen Augen gemalt“, (Naue, Präh. Bl. VII. Jahrg. 1895, S. 4 ff). Es handelt sich dabei sicher um Augenperlen aus Glas. In manchen Fällen sind ja Verkennungen des betreffenden Materials begreiflich; die hell-orangefarbige Grundmasse unserer Augenperlen z. B. hat ein von dem der Augeneinsätze stark abweichendes Aussehen. Während diese den Eindruck großer Dichte erwecken, erscheint jene, wenn auch sehr hart, mehr blasig, im Bruch mattglänzend, porzellan- oder „biskuit“-artig. Bezüglich dieser Materialverkennungen sei nachdrücklich auf die Arbeit P. Reineckes: „Die vermeintlichen Tonperlen unserer Reihengräber“ (Germania, Jahrg. XIII., Heft 4, S. 193) verwiesen.
- 25) A. u. h. V., Bd. V, S. 60 ff. mit Taf. 14.
- 26) a. a. O. S. 69.
- 27) In „Grabfunde der ersten La Tène-Stufe aus Nordostbayern“ (A. u. h. V., Bd. V, S. 286 oben) sagt außerdem P. Reinecke bezüglich dieser Perlen: „Zum Halschmuck (der ersten La Tène-Stufe) gehören noch Glasperlen fremden (wohl ägyptischen) Fabrikates, als deren Leitformen die orangegelben mit geschichteten weißen und blauen Augen gelten müssen.“ Nach W. Kersten („Der Beginn der La Tène-Zeit in Nordostbayern“, Präh. Ztschr. XXIV. Bd. 1933, S. 150) treten diese gelben Perlen mit weiß-blau geschichteten Augen auch in LTB-Inventoryen auf, so z. B. Cannstatt (Gößler, Cannstatt, Abb. III, 11 b), Riesenquelle Dux, Böhmen, jetzt Dresden, Zwinger.
- 28) Graf Kuhn de Prorok erwähnt in: „Göttersuche in Afrikas Erde“, (Verl. Brockhaus), S. 250 gelegentlich der Besprechung der Untersuchung des vermutlichen Grabes der

Königin Tin Hinan, der „Mutter aller Tuaregs“, eines großen Baues zu Abelessa in der nördlichen Sahara an der Straße von Karthago nach dem Sudan neben einer Menge wertvoller und interessanter Funde des Grabinventars „zwei mit einer Dreiheit von Augen bemalten Glasperlen“; bezügl. dieser Perlen sagt der Verfasser weiter: „Diese Perlen gaben uns einen Anhalt zur Altersbestimmung. Sie decken sich mit den Zauberranhängeln des 3. und 4. Jahrh. v. Chr., die wir im Heiligtum der Tanit (in Karthago) fanden.“ Sehr wahrscheinlich handelt es sich um richtige „Augenperlen“ im Sinne der Definition Tischlers und P. Reineckes und ihr Vorkommen so tief im Süden, bei den weitreichenden Handelsverbindungen Karthagos wie der Mittelmeerländer überhaupt an sich nichts Befremdliches, wirft doch wieder ein interessantes Streiflicht auf die große Verbreitung der Augenperlen. (Eine seinerzeitige Anfrage an Graf de Prorok durch freundl. Vermittlung des Brockhaus-Verlages bezügl. Farbe usw. jener Perlen unter Befügung eines Aquarelles nach einer der Augenperlen aus unserer Fundstätte blieb bis zum Abschluß der vorliegenden Arbeit leider ohne Antwort.)

- 29) P. Reinecke a. a. O. S. 70.
- 30) P. Reinecke, a. a. O. S. 67.
- 31) Veröffentlicht sind die betr. Funde in: R. Erl, „Vorgeschichtliche Untersuchungen in fränk. Höhlen“, Heft 1 („Das Büttnerloch bei Thuibrunn“ und „Das Teufelsloch bei Neules, Gmde. Thuibrunn“, 30 Manuskript-Exemplare m. Originalfotografien), ferner auszugsweise in „Die Fränkische Schweiz“ (Ebermannstadt), Jahrg. 1932, Heft Nr. 6, S. 85 ff.; H. W. Ehrngruber, „Das Teufelsloch bei Neules. Ein Beitrag zur heimischen Vorgeschichte.“ (Vom Schriftumsnachw. der „Bayer. Vorgeschichts-Bl.“ registriert). (In dieser Arbeit wurde übrigens von mir erstmalig auf die wichtige Tatsache hingewiesen, daß die in den Höhensiedlungen und Wallburgen vertretenen Stufen auch in den Höhlen der Frankenalb in auffallender Weise hervortreten. Diese Feststellung wurde inzwischen auch von Walter Kersten („Der Beginn der La Tène-Zeit in Nordostbayern“, Präh. Z., XXIV. Bd. 1933, S. 165) übernommen).
- 32) P. Reinecke, „Glasperlen usw.“ S. 70, Anm.
- 33) Nach W. Kersten (a. a. O., S. 138) liegen diese Augenperlen aus etwa 20 Fundorten Nordostbayerns vor.
- 34) Falls nicht mit diesem Stück identisch, käme noch ein Exemplar hinzu, von welchem wenigstens „Oberpfalz“ als Fundort angenommen werden kann und welches schon wegen der außerordentlichen Wertschätzung durch den Finder oder nachherigen Besitzer erwähnt zu werden verdient. Im „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde“, 22. Jahrg. 1925, Heft 3 findet sich die folgende diesbezügl. Anzeige: „Altertümliches Kunsterzeugnis, sog. Augenperle“ usw. „ist gegen Höchstangebot, nicht unter 100 Goldm. zu verkaufen“ usw.; das verlockende Angebot kam aus Amberg, Opf.
- 35) „Germania“ XII, Heft 4, S. 180, Fundchronik, „Arbeitsgebiet d. Hist. Ver. Ansbach“, Bericht C. Gumpert, bzw. 64. Jhrsber. d. Hist. Ver. f. Mfr. 1927, Ansbach, S. 145, 146 (C. Gumpert).
- 36) Es ist sehr gut möglich, daß neben Halsschmuck aus organischer Substanz in Kombination mit einer Mehrzahl solcher Perlen auch solcher mit nur einer einzigen gebrauchlich war; so fand sich z. B. in einem Früh-La Tènegrab beim Blankenstein bei Ederheim eine einzelne Augenperle der gleichen Art auf einem Halsring aus Bronze aufgesteckt. („Ein vorgeschichtlicher Friedhof beim Blankenstein bei Ederheim“, XVI. Jahrb. d. Hist. Ver. f. Nördlingen u. Umgeb. 1932, Nördlingen 1933, S. 120.)
- 37) Bekannt sind ja die besonders im Orient heute noch sehr häufig als Amulette gegen den bösen Blick in Gebrauch stehenden Augendarstellungen, und es ist kein Zufall, daß die Bezeichnung „Amulett“ der arabischen Sprache entstammt (hamala = tragen). Ein mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestelltes derartiges arabisches Amulett, eine größere, flache Glasperle, zeigt auf blauem Grunde ein gleichfalls „geschichtetes“ Auge in gelb-weiß-schwarz, letzteres in der Mitte.
- 38) Sir Galahad, „Mütter und Amazonen“, ein Umriß weiblicher Reiche, Albert Langen, München 1932, S. 42–43, „Die Kaurimuschel.“
- 39) Als besonders typisches Beispiel sei die dem Magdalénien angehörende Hockerbestattung von Laugerie-Basse (Vezèrethal, Dordogne) erwähnt, (von Elie Masséat 1872 entdeckt): „Am Körper lagen Mittelmeermuscheln (Cypraea pyrum oder rufa und Cypraea lurida). Vier derselben haften am Kopfe, zwei je am Ellenbogen jeden Armes, je zwei über jedem Knie und auf jeglichem Fuße.“ (Dr. Hugo Obermaier, „Der Mensch der Vorzeit“, S. 210 mit Abb. 129 nach Cartailhac).
- 40) Georg Wilke, „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung“, MannusBibl. (Prof. Dr. Gustaf Kossinna) Nr. 31, 1923, S. 12.
- 41) Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. II, S. 322.
- 42) Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, S. 210.
- 43) P. Reinecke, „Grabfunde der dritten Hallstattstufe aus Süddeutschland“, A. u. h. V., Bd. V, S. 405 und 406.
- 44) P. Reinecke, „Funde der Späthallstattstufe aus Süddeutschland“, a. gl. O., S. 144 ff.
- 45) W. Kersten (a. a. O. S. 138, Anm. 83), nennt das Vorkommen der Kaurischnecken im Dietersberg-Schacht „vereinzelt“ in Nordostbayern.

- 46) Abh. d. Naturhist. Ges. Nürnberg, XX. Bd., K. Hörmann, „Vorgeschichtliche Denkmäler in der Umgebung von Nürnberg, V.“, S. 121, Abb. 6/15.
- 47) a. gl. O., S. 140, Abb. 35, 9/13.
- 48) Abh. d. Naturhist. Ges. Nürnberg, XXI. Bd., 2. Heft, K. Hörmann, „Grabungsberichte der Anthropol. Sektion“, S. 70, Abb. Taf. XXVI/16.
- 49) K. Hörmann hat diese Vorstellungen (in „Die dritte Hallstattstufe usw.“, XXI. Bd. 5. Heft d. Abh. d. Naturhist. Ges. Nürnberg) für die Hallstattkultur des heimatischen Gebietes in umfassender, grundlegender Weise anhand der Ergebnisse der Spaten- wie auch der Mythenforschung herausgearbeitet.
- 50) a. gl. O., S. 231.
- 51) Noch für Epikur im 2.–3. Jahrh. v. Chr. war die Sonne nur einen Fuß groß; Boll, „Die Sonne im Glauben und in d. Weltanschauung d. a. Völker“, 1922, S. 6, cit. n. K. Hörmann, a. a. O., S. 230, Anm. 2.
- 52) Besprochen auch in „Mittlgen. über Karst- u. Höhlenforschung“, Berlin 1930, Heft 4, S. 129–131: Dr. Elise Hofmann-Wien, „Pflanzliche Reste aus Höhlen im Franken-Jura.“
- 53) Die betr. Ausführungen lehnen sich in der Hauptsache an die Ausführungen des vorzüglichen Werkes von Dr. h. c. Karl Bertsch: „Der deutsche Wald im Wechsel der Zeiten“, Tübingen 1935, Verl. Franz. F. Heine an.
- 54) Obwohl in den letzten Jahren pollenanalytische Untersuchungen oberpfälzischer und fränkischer, besonders mainfränkischer Moore unsere Kenntnis von dem vorgeschichtlichen Vegetationskleid Nordbayerns wesentlich vertieft und erweitert haben, bedarf unser engeres Arbeitsgebiet noch einer eingehenden pollenanalytischen Durcharbeitung, die uns erst Klarheit über die entsprechenden lokalen Verhältnisse und Abweichungen bringen kann.
- 55) Arbeiten der Sekt. Heimatforschung d. Naturhist. Ges. Nürnberg, Bd. II, Heft 3/4, 1930, S. 54. — Verf. verwie die Büttnerloch-Bestattung seinerzeit — allerdings mit Vorbehalt — ins Spät-Neolithikum; Carl Gumpert trat damals schon für eine ältere Datierung ein (in: Mittlgen. über Höhlen- und Karstforschung, Berlin 1932, Heft 4). Im Laufe der Jahre aber haben vertiefte Einsichten in Verbindung mit öfterem freundschaftlichen Meinungsaustausch mit Gumpert sowie einer gemeinsam mit ihm inzwischen dort durchgeführten größeren Grabung auch Verf. das weit höhere, sicher vorneolithische Alter der Funde zur Gewißheit gemacht.
- 56) Die Bestimmungen der Holzkohlenreste aus der Stahrenfelshöhle und dem Büttnerloch erfolgten ebenfalls durch Dr. Elise Hofmann-Wien und sind in ihrer oben genannten Veröffentlichung besprochen.
- 57) Als ein Hauptergebnis gründlichster Würdigung aller Gegebenheiten — Verbreitung und Herleitung der Früh-La Tène-Geräte, -Waffen und -Gräbertypen in Verbindung mit ihrem Nach- und Nebeneinander — zeigte Walter Kersten (a. a. O.) Wesen und Zusammenhänge der Sonderstellung Nordostbayerns (und Südwestböhmens) in der Früh- und Mittel-La Tènezeit auf und begründet die zwingende Notwendigkeit, den in Anwendung auf dieses Gebiet irreführenden Begriff „LTA-Stufe“ durch die Bezeichnung „Früh-La Tène-Ostgruppe“ zu ersetzen. — F. Birkner („Ur- und Vorzeit Bayerns“, München 1936) gebraucht für diese Gruppe den treffenden Ausdruck „Hügelgräber-Latènekultur“.
- 58) Erwähnt sei hier, daß Walter Kersten a. a. O. S. 143, Anm. 94, betont, daß der Dietersbergfund und jener von Thalmässing die einzigen ihm bekannt gewordenen sind, in denen Kulturgut von HD und LTA vereinigt ist.
- 59) W. Kersten ist es (a. a. O.) gelungen, wohl begründet in den Ergebnissen eingehender Untersuchungen, die von P. Reinecke aufgestellte Chronologie in Bezug auf die letzte Stufe der Hallstatt- und die beginnende La Tène-Zeit in durchaus überzeugender Weise zu verfeinern, insbesondere hinsichtlich der betr. Verhältnisse Nordostbayerns, deren Sonderstellung ja schon von P. Reinecke betont worden ist; es würde aber hier zu weit führen, auf Kerstens Begründungen seiner Datierungen einzugehen, dem interessierten Leser sei das Studium der genannten Arbeit dringend empfohlen.
- 60) z. B. in „Die Dritte Hallstattstufe im Gebiet der Anthropol. Sektion“ usw., Abh. d. Naturhist. Ges. Nbg. XXI. Bd., Heft 5, wo er dies (S. 158) in den klaren, einfachen Worten zum Ausdruck bringt: „... beispielsweise bei uns zu Lande, wächst ersichtlicherweise Stufe C in D allmählich hinein und die Unterschiede sind gar nicht groß, im Totenkult überhaupt kaum angedeutet: die Bevölkerung gleichen Schlages hat nur einige neue Moden aufgenommen“.
- 61) F. Birkner vertritt in diesem Punkte (a. a. O., S. 165) eine von der Kerstens und Hörmanns (wie auch anderer) abweichende Meinung: „Da in Nordostbayern keine Reste illyrischer Orts-, Berg- und Flußnamen sich erhalten haben, kann man wohl von einer illyrischen Kultur sprechen, aber nach unseren heutigen Kenntnissen ist es nicht möglich, die Träger der Hallstattkultur dieses Gebietes als Illyrer zu bezeichnen. Das gleichzeitige Vorkommen von Schmuckformen ist deshalb vorläufig in erster Linie auf Kulturübertragung durch wandernde Händler zurückzuführen“, usw.
- 62) K. Hörmann, „Die Hallstatt- und die beginnende Latènezeit in der Umgebung von Nürnberg“, Abh. d. Naturh. Ges. Nbg. XXI. Bd. S. 10.

- 63) In „Die dritte Hallstattstufe“ usw. S. 10 faßt Hörmann diese Anschauung wie folgt zusammen: „Im Verlaufe der Stufe D schob sich eine wenig zahlreiche Bevölkerung anderer, sicher keltischer Abstammung von Westen ein, die (erwähnten) typologischen neuen Formen und ein anderer Totenkult machen sie kenntlich. Gegen Ablauf der Stufe D sind unsere Illyrer verschwunden, die Kelten aber blieben“.
- 64) W. K. a. a. O., S. 174, Wiedergabe mit satzbedingter Wortumstellung.
- 65) W. K., a. gl. O.
- 66) a. a. O., S. 170, zit. mit geringfügiger satzbedingter Wortumstellung.
- 67) a. a. O. S. 167/168, Wiedergabe mit satzbedingten, den Sinn nicht beeinträchtigenden Wortumstellungen.
- 68) a. a. O. S. 160; (Viollier hat für die Schweiz eine den dortigen Verhältnissen entsprechende Stufeneinteilung aufgestellt).
- 69) a. a. O. S. 165
- 70) Gerade beim Dietersberg-Schacht ist durch den exakten Abschluß der Fundreihe an der Schachtohle, noch betont durch die offensichtlich hinabgeworfenen Steinplatten, in klarer Weise der Beweis erbracht, daß die Dauer der Benutzung über den Zeitpunkt um das Ende der Früh-La Tène-Ostgruppe nicht hinausreicht.
- 71) In Bezug auf die Keramik der Früh-La Tène-Ostgruppe aus den Schachthöhlen sei hier einer auffallenden Tatsache Erwähnung getan, zu deren Erklärung aber bis jetzt keine Anhaltspunkte vorliegen; unter den betreffenden Resten dieser Fundstätten fehlen, wenigstens vorläufig, solche in Drehscheiben- und Buchero- Technik vollständig, während sie sonst z. B. unter den gleichzeitigen Hinterlassenschaften in Horizontalhöhlen häufig vertreten sind.
- 72) Das reiche Schädelmaterial auch der übrigen untersuchten Schachthöhlen (das ebenfalls am Anatomischen Institut der Universität Erlangen bearbeitet, aber noch nicht veröffentlicht wurde) weist den gleichen Gesamthabitus wie die Schädel vom Dietersberg-Schacht auf. Bemerkenswert ist besonders, daß unter ihm sich ebenfalls kein ausgesprochener Langschädel befindet. Dieses Übereinstimmen des Gesamthabitus der Schädel aus den Schachthöhlen ist allein schon ein Beweis dafür, daß wir es mit den Angehörigen der einheimischen Bevölkerung zu tun haben.
- 73) Die beiden vermutlich langschädeligen Kalotten-Hälften von dem spätbronzezeitlichen Flachgräberfeld bei Henfenfeld, Ldkr. Hersbruck, (Messung von F. Stöcker, a. a. O., S. 199) stehen möglicherweise in Zusammenhang mit dem wohl stark nordisch bedingten Einstrom, der mit der Urnenfelderkultur erfolgte, zu welcher der genannte Friedhof einen Übergang bildet bzw. der er typologisch nahesteht. Die beiden nach Ranke dolichocephalen Schädel aus der „Augenhöhle“ (s. Anm. 3) können deshalb nicht in unsere Erörterungen einbezogen werden, weil eine Datierung derselben durch die Verschleuderung der Begleitfunde heute unmöglich gemacht ist. Als feststehend kann jedoch aufgrund der gesamten vorgeschichtlichen Verhältnisse unseres Gebietes angenommen werden, daß das von Ranke seinerzeit vermutete neolithische Alter nicht in Frage kommt.
- 74) Siehe hierzu besonders: Otto Reche: „Rasse und Heimat der Indogermanen“, München, 1936.
- 75) Denn nur von diesem Zeitpunkt ab kann man von Kelten in Böhmen sprechen, weshalb wir in diesem Zusammenhang auch auf das a. a. O. vorher erwähnte Auftreten nordischer Schädel in der böhmischen Hallstattzeit (bei denen es sich vielleicht um rassisch reine Vertreter des Illyrertums handelt) nicht näher einzugehen brauchen, zumal die Annahme einer eigentlich keltischen und damit „nordisch“ bedingten Einwanderung von Westen her in der Hallstattzeit in dem gerade durch die Schachtfunde stark vermehrten Schädelmaterial aus unserem Gebiet, das von einer solchen Einwanderung nicht gut hätte unberührt bleiben können, keinerlei Stütze findet.
- 76) Julius Pokorny: „Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrer“, Halle 1938.
- 77) P. Reinecke: „Die örtliche Bestimmung antiker geographischer Namen für das rechtsrheinische Bayern“, Bayer. Vorgeschichtsfreund, Heft 4—6.
- 78) K. Hörmann: „Herdengeläut und seine Bestandteile“, Gießen, 1917.
- 79) Dr. Steinbach, „Einige Schädel von der Insel Nauru (Pleasant Island)“, Ztschr. f. Ethn. Berlin 1896, S. 545 ff. (Die Insel Nauru, ungefähr unter 167° östl. Länge und 0°30' südl. Breite, ganz isoliert im Stillen Ozean gelegen, ist eine ziemlich kreisrunde, gehobene Korallenbank von nicht ganz einer halben deutschen Quadratmeile Flächeninhalt. Unter den zahlreichen Höhlen der Insel befinden sich auch solche von schachtartigem Charakter, und in mehrere derselben stürzen die Eingeborenen die Leichen der Gestorbenen hinab. Auf die hinabgeworfenen Leichname werden große Steine und Feuerbrände geschleudert; die Leichen der Vernehmen jedoch werden in der Erde bestattet).
- 80) Siehe hiezu auch die Ausführungen K. Hörmanns in XXI. Bd., Heft 2, S. 28/29 und XXI. Bd., Heft 5, S. 183/184 d. „Abh. d. Naturh. Ges. Nürnberg“, K. Hörmann, „Vorgeschichtliche Bestattungsweisen“ in „Deutschum und Ausland“, Heft 23/24, Münster 1930.
- 81) aus Laotse: Taoteking, das Buch des Alten vom Sinn und Leben, aus dem Chinesischen verdolmetscht und erläutert von Richard Wilhelm, E. Diederichs, Jena 1919.

- 82) aus der Hymne "An die Altmutter Erde", übersetzt von Thassilo von Scheffer. — Th. v. Sch., „Die homerischen Götterhymnen“, E. Diederichs, Jena 1927. — (Die „Homerischen Götterhymnen“ gehören zu den schönsten Dichtungen des Altertums und sind fast alle in der Zeit zwischen der Beendigung der Odyssee und den Perserkriegen, also vom 8.—6. Jahrhundert v. Chr. entstanden, sie wurden von Rhapsoden beim offiziellen Kult und wohl auch außerhalb desselben vorgetragen. Ihre Benennung nach Homer ist irrtümlich.)
- 83) „Vertiefung, Höhle, Spalt sind immer weibliche Symbole“ (Sir Galahad, a. a. O. S. 2) — eine Erkenntnis, die ja auch schon von anderer Seite mehrfach herausgestellt wurde.
- 84) Den Kult der mütterlichen Erde, als Quelle alles pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebens und dementsprechend wichtigster und ältester Fruchtbarkeitsgöttheit, andererseits aber infolge des alljährlich wiederkehrenden Absterbens der Natur und wohl auch mit der Ausbildung der Erdbestattung und der damit eng verknüpften Unterweltsvorstellung auch Todesgöttheit, treffen wir über den ganzen indogermanischen Völkerkreis verbreitet, und ihre letzten Wurzeln reichen jedenfalls noch in die Zeit des Mutterrechts zurück. Im germanischen Kreis begegnen wir ihr als der nordischen Jörd, der taciteischen Nerthus, von T. geradezu als Terra mater bezeichnet, nnd der angelsächsischen Folde (Erde), von der es in einem uralten angelsächsischen Flurseggen heißt:  
 „Heil sei dir, Erde, Menschenmutter,  
 Werde fruchtbar in Gottes Umarmung.  
 Fülle mit Frucht dich, den Menschen zunutze“.
- (Gekürzter) Anfang des Kap. „Die Mutter Erde“ in „Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung“ von Georg Wilke, Mannus-Bibl. Nr. 31, S. 97.
- 85) Näheres hiezu siehe auch in „Pfahlhausbau und Griechentempel“ von Prof. Dr. Hermann Muchau, Jena, Hermann Costenoble, 1909.
- 86) Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. — Beitrag zur Deutschen Mythologie, München 1848, Bd. I, S. 302.
- 87) Ursprünglich war Delphi nach der Verdrängung der Erdgöttheiten, deren Verkündungen durch Tempelschlaf und Wahrträume zu erfolgen pflegten, ein Losorakel, wie es ja auch in Dodona bestand. Erst nach der Verbindung mit dem Dionysos-Kult kam es zu der ekstatischen Weissagung durch unmittelbare Eingebung. Die Pythia wurde von Erddämpfen, die einem Spalt unter ihrem Sitz entquollen, in ekstatische Begeisterung versetzt und stieß in diesem Zustand mehr oder minder deutliche Laute aus, die die Priester zu deuten versuchten. Diese Dämpfe, die schon früher die Hirten der Gegend in ähnliche Erregung versetzt haben sollen, sind uns heute nicht mehr erklärlich, da auch nicht die geringsten Spuren oder geologischen Hinweise auf eine Erdspalte oder gar ihr entquellende Dämpfe zu finden sind, von kalten Luftströmungen am Boden abgesehen. — Siehe: Thassilo v. Scheffer, Hellenische Mysterien und Orakel, Stuttgart 1940.
- 88) Oskar Fleischer, Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft. — Mannus-Ztschr. 14. Bd., 1922.
- 89) H. Cramer, „Wind- und Wetterlöcher“, Mitt. über Höhlen- und Karstforschung, Berlin 1925, S. 55.
- 90) Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die enge innere Verwandtschaft zwischen Apollo und Wodan bzw. deren Urbildern, die von O. Fleischer in seiner vorerwähnten Arbeit herausgearbeitet wurde.
- 91) In Delphi muß Apollo zunächst dem ungeheuren, von Hera geborenen Drachen Typhon erlegen. Von der unter dem Strahl des Helios vermodernden Leiche des göttlichen Untiers erhielt der Ort den Namen Pytho (pytho = ich lasse verfaulen). — S. Th. v. Scheffer a. a. O.
- 92) Es wurde mit Vorbedacht darauf verzichtet, die altamerikanischen Parallelen in den Dienst der Beweisführung zu stellen, so verlockend dies wegen der überrassenden Gleichartigkeit unserer und dortiger Opferschächte und deren unanfechtbarer Eindeutigkeit auch erschien.
- 93) Welche Beurteilung als eventuelle Fundstätten vorgeschichtlicher Hinterlassenschaften gerade die Schachthöhlen der Frankenalb von Seiten der Fachwissenschaft vor noch gar nicht sehr langer Zeit erfuhren, zeigen z. B. in charakteristischer Weise die betr. Bemerkungen des † Prof. Dr. M. Schlosser, München; in „Neue Höhlenuntersuchungen in Bayern, Natürliche Höhlen, IV. Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries“, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, XIII. Bd. äußert er sich über die „dolinenartigen Spaltenhöhlen“ im allgemeinen:  
 „Überdies sind solche Höhlen ohnehin in den meisten Fällen vollständig leer“, und einige Seiten weiter bei Besprechung oberpfälzischer Höhlen im einzelnen werden zwei Schachthöhlen mit den wenigen Worten abgetan: „Das Winterloch bei Kirchenreinbach und das Osterloch bei Lockenricht sind tiefe Spaltenhöhlen. Die erstere enthält oft im Sommer noch Schnee, die letztere Knochen von Haustieren.“
- 94) Wenn O. Paret (in „Die Siedlungen des römischen Württemberg“, Stuttgart 1932) bezüglich dieses auffälligen, eigenartigen Fundvorkommens sagt, daß „die römischen Scherben in der Karlshöhle, die ebenso wie die vielen vor- und nachrömischen Fundstücke und Skelette zwar nur durch einen Spalt von oben eingeworfen sind,

ein religiöser Zweck aber nicht angenommen werden müßte“, kann diese Interpretation keineswegs befriedigen; man muß sich zwangsläufig fragen, welcher Zweck lag dann zugrunde?

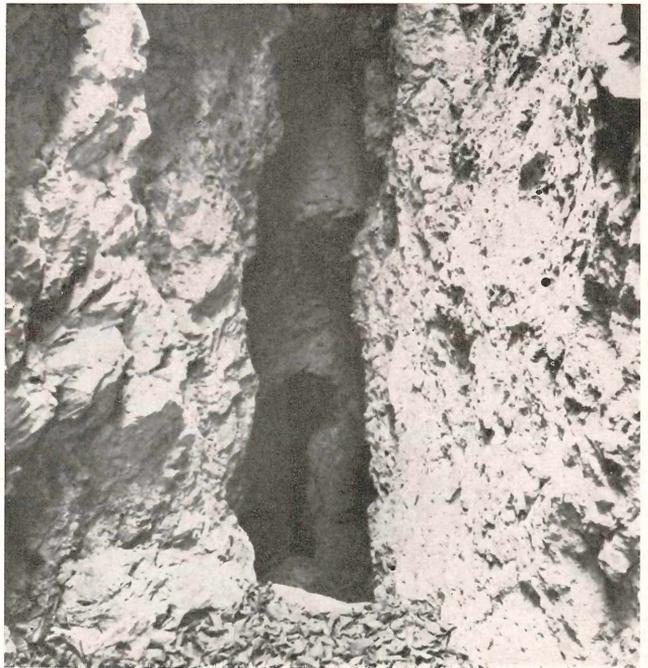
- 95) Fundumstände nach: Ober-Medizinalrat Dr. Hölder, Stuttgart, „Über die in alten Gräbern Württembergs gefundenen Schädel“ (Kap. C, Schädel aus den Höhlen der Alb, S. 85 ff.), Württemb. Altertums-Ver., 7. Heft, 1886, m. Taf. II, Fig. 4 a, b, c, Draufsicht, Vorder- und Seitenansicht eines der Schädel aus der „mittleren Schicht“ (hier „Schicht III“) der Erpfinger Höhle. (Hölders Maßangaben wurden in metrische Werte umgerechnet.)  
Weitere benützte Literatur: Carl Rath, „Beschreibung der bei Erpfingen neu entdeckten Höhle“, Reutlingen 1834; (C. Rath zitiert (Anm. auf S. 24) „einen näheren Bericht, welchen die Professoren Schübler und Rapp über die Erpfinger Höhle an die Staatsbehörde erstatteten“ (sie waren von der Regierung beauftragt worden, die Höhle zu untersuchen, und aus welchem vorläufige Mitteilungen in den Blättern v. 18., 19. u. 22. Juni (Jahrg. ?) des „Schwäbischen Merkur“ erschienen waren und gibt an, zu seiner Beschreibung das Wesentliche dieses ihm mitgeteilten Berichtes benutzt zu haben.) — S. Memminger, „Beschreibung des Oberamtes Reutlingen“, Stuttgart 1824, (Alter usw. des Dorfes Erpfingen).
- 96) Nach C. Rath war der Schutthügel 3.15 m hoch. Die Unterschiedlichkeit der angegebenen Höhenwerte ist darauf zurückzuführen, daß der Höhlenboden, dem der Schutthügel aufliegt, stark geneigt verläuft; Rath erwähnt diese Schräglage des Untergrundes in seiner Beschreibung, sie ist auch aus seiner sehr sorgfältigen Planaufnahme der Höhle ersichtlich.
- 97) In „Bayer. Vorgeschichtsfreund“, Heft VII, 1927/28, Fundstatistik, S. 36/37 erwähnt P. Reinecke dieses Perlegehänge, läßt auch durch Anfügung eines Fragezeichens offen, ob es sich um einen „Grabfund“ handelt. Der Fund zeigt sich offenbar auch in der beigegebenen Kartenskizze „Germanen und Slawen in Nordostbayern im frühen Mittelalter“ berücksichtigt mit einer bezeichnend starken Ausbuchtung der „Grenzlinie der Verbreitung ostränkischer — alemannischer — bajuwarischer Reihengräber der Merowingerzeit“ — falls diese Ausbuchtung nicht lediglich den (immerhin etwas unsicheren) „Reihengräbern von Traunfeld“, süd-südöstlich von Hersbruck gilt.
- 98) Selbstverständlich bleiben die einwandfreien Feststellungen des Gebrauches wirklicher Ohrhinge in der Spät-Hallstattzeit (wie natürlich auch in anderen vorgeschichtlichen Perioden) von diesen Betrachtungen unberührt. So spricht z. B. das Zeugnis der (hauptsächlich westpreußischen) Gesichtsurnen-Kultur, welche in den die Ohren darstellenden Wülsten Bronzeohrringe eingefügt tragen, in diesem Sinne und dieses Zeugnis kann umso mehr als beweiskräftig gewertet werden, als in manchen Einzelheiten dieser Gefäße das Streben nach Wirklichkeitstreue stark in Erscheinung tritt, wie etwa bei einer „Mützenurne“ dieses Kreises im Berliner Völkerkunde-Museum mit der eingeritzten Darstellung von zwei Nadeln mit gekröpftem Schaft horizontal auf der Brust, deren Originale tatsächlich im Gefäßinnern lagen.
- 99) Den hier hauptsächlich behandelten „Stöpsel“-Höhringen offenbar ganz nahe verwandt sind die mehr oder weniger bandartigen Formen, bei denen die Verschlussgestaltung leichtes Öffnen und Wiederzusammenfügen der Enden ermöglicht; obwohl sich hier also die rein technischen Voraussetzungen, die der ersteren Form mangeln, ausdrücklich erfüllt finden, bleibt auch eine Deutung dieser Schmuckstücke als „Ohrgehänge“ zumindest unbefriedigend, es ist wieder die Vielzahl, in der sie als jedenfalls zu nur einer Bestattung gehörend auftreten, die sich mit einer solchen nicht vereinbaren läßt. Ein charakteristisches Beispiel bietet Hügelgräbergruppe Beckerslohe, Hügel V: Beim Schädel (drei tordierte Halsreife) sieben Ringchen von Bronzeblech, 18 mm Durchm., mit gestanzten (besser gesagt „eingepunzten“, Anm. d. Verf.) Punkten, das eine Ende drahtförmig verjüngt, federn in ein Loch des anderen greifend“. (K. Hörmann, „Die dritte Hallstattstufe im Gebiet der Anthrop. Sektion und die Beckerslohe“, Abh. d. Naturhist. Ges. Nürnberg, Bd. XXI, 5. Heft, S. 194 oben; dort jedoch ohne Deutung als „Ohrhinge“ nur im Grabinventar aufgezählt.)
- 100) Die Unwahrscheinlichkeit der einstigen Verwendungsart als Ohrhinge erstreckt sich auch auf die kleineren (meist reicher verzierten) derartigen Hohlringe mit ineinander gesteckten Enden aus Gold, trotzdem hier manches dafür sprechen würde, daß es sich um echte „Ohrhinge“ handelt; aber das Exemplar z. B., das Reinecke in „Altertümer uns. heidn. Vorz.“, V, Taf. 27, Nr. 499 abbildet und S. 145–146 beschreibt, wurde „mit 5 anderen goldenen Hohlöhringen“ (und anderem in einem Grabhügel bei Liptingen, A. Stockach, Baden) gefunden, und es wäre ein wunderlicher Zufall, daß in einer Grabstätte gleich drei Paare dieses in so kostbarem Material seltenen Schmuckstückes vorkommen sollten.
- 101) Prähist. Blätter VII, Jahrg. 1895, S. 45, m. Taf. VI.
- 102) a. a. O., S. 47.
- 103) Altertümer unserer heidn. Vorzeit, Bd. V, S. 145, Nr. 483.
- 104) Prof. Dr. H. Obermaier bringt in „Der Mensch der Vorzeit“ Abbildungen von „Frauentypen mit Kopfpfutz aus den (spätneolithischen südostspanischen) Gräbern von El Argar“ (Abb. 330, S. 510, nach H. u. L. Siret), bei welchen sich (im Text gleichfalls als „Ohrhinge“ bezeichneter) Ringschmuck (aus Kupfer und Silber) in ganz diesem Sinne mit der Haartracht kombiniert in der Ohrgegend eingeflochten dargestellt findet.

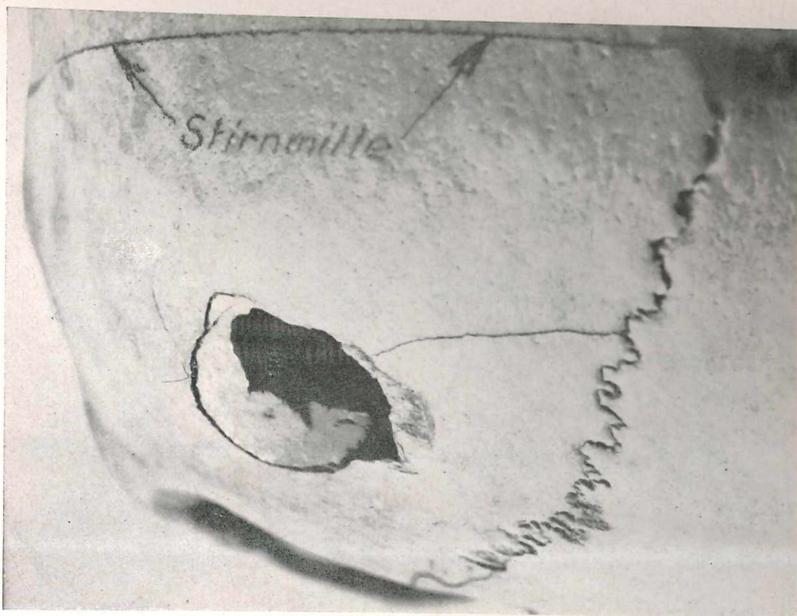
- 105) Naue, Prähist. Bl., IV, Jahrg. 1892.
- 106) von mir gesperrt.
- 107) Hermann Hornung, „Ein Hügelgrab der Späthallstattzeit bei Kriegenbrunn, B. A. Erlangen, Mittelfranken“, Abh. d. Naturhist. Ges. Nürnberg, XXIV. Bd., 1. Heft, S. 6, „Nebenbestattung B, Fund Nr. 100“; dort ist der betreffende Fund jedoch nur kurz registriert, die obenstehende detaillierte Darstellung verdankt Verf. einer ausführlichen persönlichen Mitteilung H. Hornungs.
- 108) Wobei auch die Haarfarbe zu berücksichtigen ist, die hier als vorherrschend dunkel angenommen werden muß.
- 109) Bei den in Anm. 104 S. 309 erwähnten Darstellungen von Frauentypen mit Kopfputz von El Argar finden sich z. B. neben unmittelbarer Vereinigung von Haartracht und Ringschmuck auch recht glaubhafte Kombinationen dieser Art abgebildet.
- 110) Einem offenbar gleichgearteten Schmuckstück gehört übrigens das „Fragment eines Zierstückes (Bronze) Nr. 120“ aus dem Dietersberg-Schacht an.
- 111) Die eventuelle diesbezügliche Erklärungsmöglichkeit, die betr. Toten hätten ganz gleichgearteten Schmuck mehrfach besessen und man habe ihnen eben den ganzen Besitz (oder „Vorrat“) mit ins Grab gegeben, ist kaum stichhaltig.



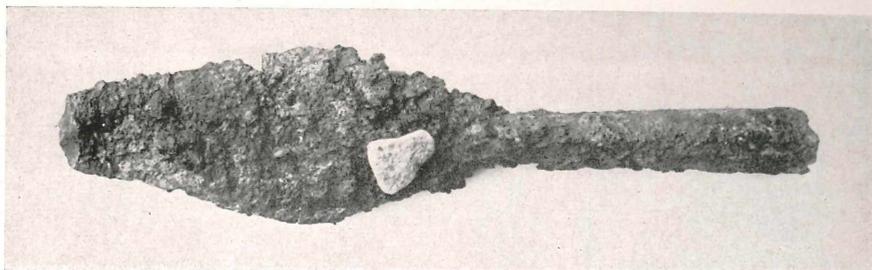
Höhleneingang.

Schachtmündung.





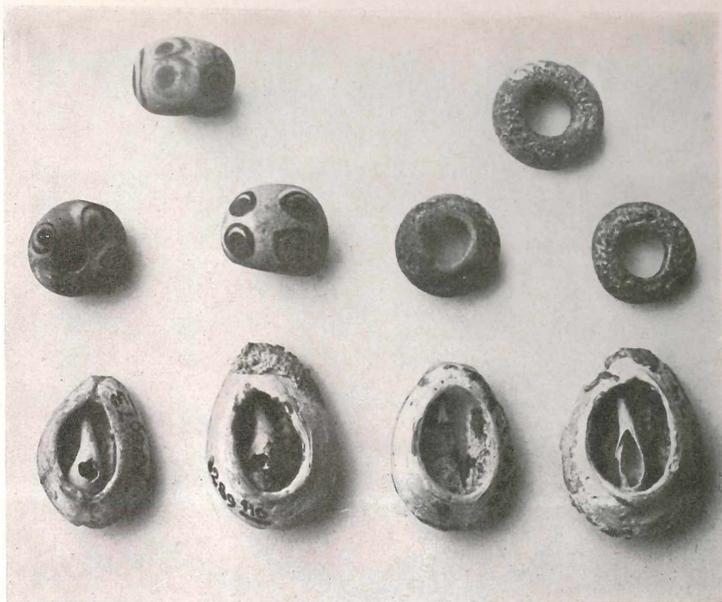
Lochdefekt in einem der Schädel.



Eiserne Lanzen Spitze. Ganze jetzige Länge 221 mm,  
größte Blattbreite 52 mm.



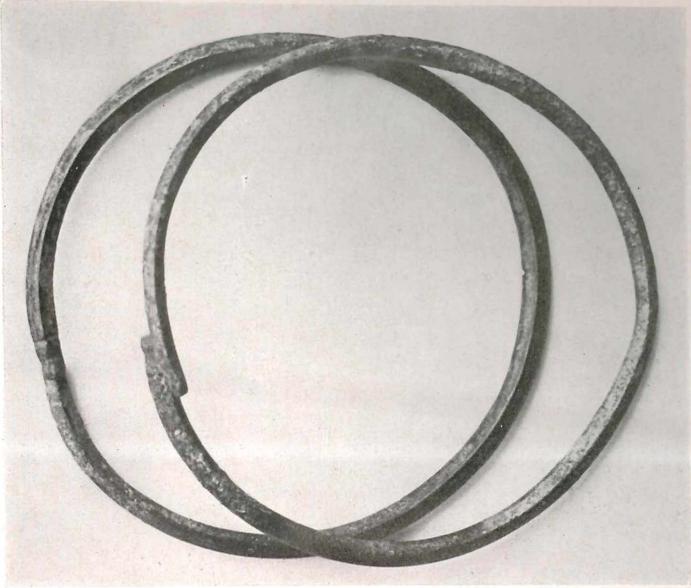
Unverzierte Tonschale. Durchmesser 196 mm, Höhe 82 mm.  
Masse rötlich, Oberfläche grau.



3 Fayence-Perlen („Augenperlen“), 3 Glasperlen (dunkelblau), 4 Gehäuse von Kaurischnecken mit abgeschliffener Oberseite.



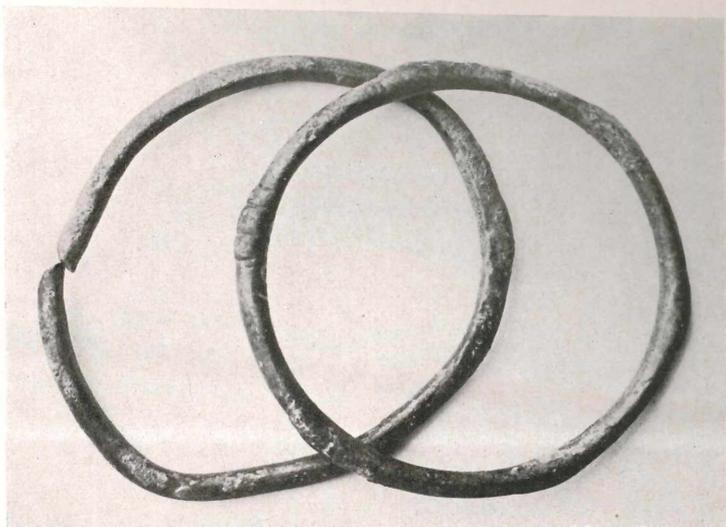
9 von den 10 gefundenen großen Fayence-Perlen („Augen-Perlen“). Hell-orangegelber Grund, blauweiß „geschichtete“ Augen.



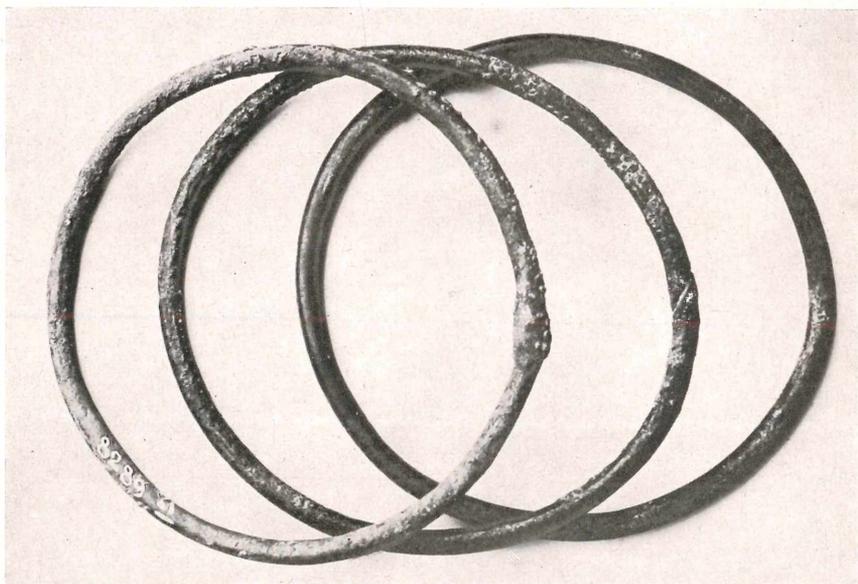
2 einander völlig gleiche Armspangen (Bronze).



„Stöpsel-Hohlringe“ (Bronze).



Kinderarmring (Bronze) und Arm- oder Fußgelenk-Spange (Bronze).



Arm- oder Fußreifen (Bronze).

